

Xanthippe
frei nach Pláton's „Timaíos



PLATONS DIALOGE
TIMAIOS UND KRITIAS

ÜBERSETZT UND ERLÄUTERT
VON
OTTO APELT

ZWEITE DURCHGESEHENE AUFLAGE



DER PHILOSOPHISCHEN BIBLIOTHEK BAND 179
LEIPZIG 1922 / VERLAG VON FELIX MEINER

Platon

Xanthippe

*Der Versuch, Pláton's Monolog „Timaios“
etwas wirklichkeitsnäher wiederzugeben*

gewagt von

Wilhelm K. Essler

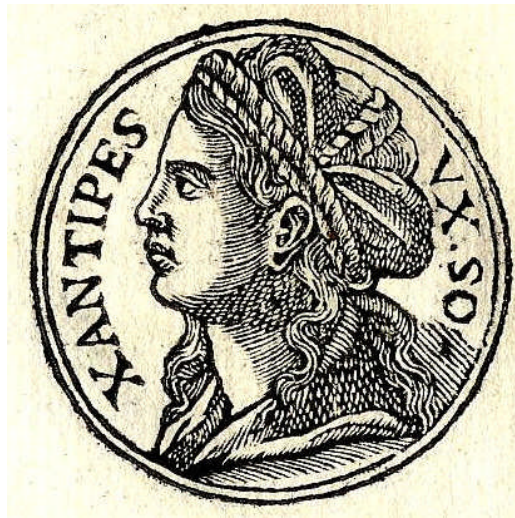
Goethe-Universität
Frankfurt am Main
2012

Bildnachweis:

Die Wiedergaben der Abbildung
der Statuen von Sokrátes und Pláton
erfolgt mit freundlicher Genehmigung des
© Museums für Abgüsse Klassischer Bildwerke [München],
verbunden mit meinem Dank an Dr. Ingeborg Kader.
Die Wiedergaben der Abbildung
der Bilder von Xanthíppe und Xenophon
erfolgt mit freundlicher Genehmigung von © Wikipedia.

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorbemerkungen</i>	7
<i>Xanthippe</i>	11
[01] Einleitende Gespräche	11
[02] Der Staat I-V	13
[03] Zwischengespräche	15
[04] Atlantis	16
[05] Zwischengespräche	19
[06] Naturphilosophie in Fassung I	22
[07] Zwischengespräche	42
[08] Naturphilosophie in Fassung II	50
[09] Zwischengespräche	58
[10] Naturphilosophie in Fassung III	63
[11] Abschließende Gespräche	93
<i>Schlussbemerkungen</i>	122
<i>Anhänge</i>	126
[a] Die fünf regulären Körper	126
[b] Die beiden Mittelglieder	126



Das Bildnis von Xanthippe,
der [späteren] Frau und
Witwe des Sokrates

Kupferstich von Guillaume Rouille (~1518 – 1589)
„Promptuarii Iconum Insigniorum“ 1553
[nach einem älteren Vorbild?]

Vorwort

Dieser Text ist zunächst – und zu allererst – eine Hymne auf *Xanthippe*, der vormaligen zweiten Ehefrau und der nachmaligen Witwe des großen Philosophen Sokrates.

Dass Xanthippe wenige Jahrzehnte nach dem Tod ihres Gatten von den damaligen Philosophie-Journalisten in hässlichsten Bildern gezeichnet worden ist, diesen Umstand verdankt sie allein den hämischen Bemerkungen des Xenophon. Und warum dieser – nach Gutsherrenart denkender und schreibender – Schüler aus dem weiteren Umkreis des Sokrates von der Witwe Sachen berichtet, von denen selbst Platon ganz offensichtlich keine Kenntnis gehabt hat, wiewohl sie – hätten sie sich so zugetragen – doch jahrelanges Stadtgespräch in Athen hätten sein müssen, darauf konnt' ich mir bis voriges Jahr keinen rechten Reim bilden.

Sodann bin ich darauf hingewiesen worden, dass Xanthippe – vor allem wegen Ihres adeligen Namens, der mit „Palomino, blondes Pferd“ wiederzugeben ist – mit Sicherheit eine Adelige gewesen ist und daher eine gute Schulbildung genossen haben muss. Von da ausgehend, ordnete ich meine Gedanken, sie betreffend, dann so:

Nicht sie, sondern die Myrto war die erste Frau des Sokrates; und sie hatte ihm den ersten Sohn geboren, bevor sie – vielleicht an einer der damals häufigen Seuchen – erkrankte und starb. Um diese Zeit herum war die Xanthippe bereits zur Schülerin – und vielleicht darüber hinaus zur Jüngerin – des Sokrates geworden. Nicht ganz so heftig wie später zwischen Hipparchia und Krates, aber doch damit vergleichbar, dürfte sodann die Ehelichung zwischen Xanthippe und Sokrates zustande gekommen sein. Denn des Sokrates' kleiner Knabe bedurfte einer guten und lieben Ziehmutter; und Sokrates selber hatte seine Freude daran, seiner klugen Jüngerin und nunmehr schönen Ehefrau und fürsorglichen Mutter nach der abendlichen oder dann und wann auch spätabendlichen Heimkehr von den Gesprächen des Tages zu berichten. Ob Xanthippe dieses Heim als Erbteil und Hochzeitsgeschenk von ihren Eltern oder ob Sokrates es bereits vorab als Geschenk von Kriton erhalten hatte – das letzere ist ja das wahrscheinlichere –, das muss ungeklärt bleiben.

Nach der Hinrichtung ihres Gatten – und nach dessen posthumer Rehabilitation samt Aufstellung einer Büste des Verstorbenen im Zeughaus – haben anscheinend manche junge Noblen ein Interesse an dieser – wohl immer noch hübschen, wenngleich zwischenzeitlich mit zwei weiteren Söhnen gesegneten – Mutter und Witwe samt ihren Aufzeichnungen der Gespräche, die ihr verstorbener Gatte mit ihr geführt hatte, gewonnen: Einer von diesen war niemand anderer als Platon. Er hat ihr zwei wunderschöne und herzerreißende Gedichte zugesandt; und sie hat in nobler Weise darauf reagiert, nämlich: garnicht. Die Frage, warum Xenophon aber die Geschichte mit dem Aus-

gießen des Nachtopfs über Sokrates erfunden hat, sie ist dann – meiner festen, wenngleich nicht weiter beweisbaren – Vermutung so aufzuklären: Xenophon hat diese Geschichte garnicht ganz erfunden; denn sie ist irgendwie tatsächlich jemandem durch Xanthippe widerfahren, wenngleich einer anderen Person zu einer anderen Zeit, nämlich: dem Xenophon nach dem Tod des Sokrates, als dieser Schüler auf Gutsherrenart vor ihrer Haustür stand und – für alle Nachbarn vernehmlich – aufdringlichst Einlass und mehr begehrte.

So vermut' ich dieses. Und selbst dann, wenn dies – wider mein Erwarten – falsch wäre, so wäre dies immerhin eine gehörige Replik auf des Xenophon's hinterhältige Verleumdung der Xanthippe:

Denn ihr Wesen zeigt selbst Pláton in seinem „Phaidon“ in einer Art, die der ihren weitgehend entsprochen haben wird: Sie hatte am Morgen des Hinrichtungstags mit ihren drei Kindern den Gatten im Gefängnis aufgesucht und hatte bereits lange dort mit ihm gesprochen, bevor dann endlich seine in Athen verbliebenen Schüler und Jünger zu ihm zugelassen wurden. Und auch dann hat sie nicht sich, sondern ihren Gatten beklagt, und auch dies nicht auf sich selber, sondern auf dessen andere Schüler und seinen Gesprächen mit ihnen bezogen. So ist Xanthippe – meiner jetzt erzielten Ansicht nach – zu sehen und zu verstehen, so und nicht anders.

Daher hab' ich sie in der nachfolgenden Nachzeichnung von Pláton's Monolog „Timaios“ nicht nur zu Wort kommen lassen, sondern diese – vom Monolog nicht zum Dialog, sondern zum Polylog umgestaltete – Nachzeichnung mit ihrem Namen überschrieben.

Ob ein Gespräch wie das nachfolgende tatsächlich so oder so ähnlich stattgefunden hat, das ist zwar durchaus fraglich. Unfraglich allerdings ist es, dass – um Pláton's Worte zu gebrauchen – die Wahrscheinlichkeit der Historizität dieser Nachzeichnung, wie klein sie auch sein mag, unvergleichlich größer ist als die Historizität des Originals; denn deren Wahrscheinlichkeit ist identisch mit Null.

Dieser Nachzeichnung hab' ich die Übersetzung von Apelt zugrundegelegt; denn die Übertragung von Schleiermacher ist zu poetisch und zudem – verglichen mit der von Apelt – zu frei. Spätere Übersetzungen sind geschmeidiger als die von Apelt und haben auch die wenigen – und zumeist geringfügigen – Unebenheiten bei ihm beseitigt; aber sie zeigen ansonsten mehr von den Denkweisen der Übersetzer als von der des Autors. Daher bin ich – auch hier – bei Apelt's Übersetzung geblieben.

Das Weltmeer an Sekundärliteratur zum „Timaios“ zu sichten, das hab' ich nicht versucht; denn wegen meiner vorgerückten Lebenszeit verbleibt mir nicht mehr allzu viel Zeit zum – sei's wissenschaftlichen oder sei's zudem, wie hier, auch kriminalistischen – Arbeiten. Es ist daher durchaus zu erwarten, dass jeder der Punkte, die ich nachfolgend einen der Gesprächsteilnehmer sagen lasse, bereits von einem Forscher gefunden und weit besser, als dies hier geschehen ist, ausgearbeitet hat. Sollte dies da und dort erfolgt sein, so ist dies für mich eine Freude; denn dann weiß ich, dass ich mich an den betreffenden Stellen – weil dann, wenn zwei Leute das Gleiche wahrnehmen

und beobachten, dies dann kein Traum ist – nicht geirrt habe.

Leider bin ich des Altgriechischen nicht mächtig. Und ich weiß darüber hinaus auch nicht einmal, das Attische vom Dorischen zu unterscheiden, geschweige denn, das jeweilige Kolonial-Griechisch vom Mutterland-Griechisch. Und selbst, wenn ich dies könnte, so weiß ich nicht in den entscheidenden Einzelheiten, wann welcher örtliche Gebrauch welcher Alltagsbegriffe von welchem Philosophen für welche Zwecke auf welche Weise umgeformt worden ist.

Mir hilft's da sehr, die betreffenden Stellen bei unterschiedlichen Übersetzungen zu vergleichen: Dies führt zwar nicht notwendig zum jeweiligen Wortgebrauch des Autors, wahrscheinlich aber dann doch in die nähere Umgebung desselben.

In dieser Nachzeichnung hab' ich die Ausdrücke „Soma“ und „Psyché“ unübersetzt gelassen. An kritischen Stellen hab' ich „Soma“ anstelle vom – vielleicht naheliegenderem – „Phýsis“ gewählt, und dies ganz unabhängig davon, was im Original – d. h. natürlich: in den Abschriften der Abschriften ... der Abschriften des Originals – steht. Denn ich bin mir ziemlich sicher, dass Pláton seine Schriften nicht handgeschrieben verfasst, sondern sie Schreibern diktiert hat. Und ob er das von Anderen Niedergeschriebene danach sorgfältiger korrektur-gelesen hat als später Kant, daran hab' ich erhebliche Zweifel.

Der Ausdruck „Körper“ wird im Alltag anders gebraucht als in der Physik, und in der Geometrie nochmals ganz anders. Dies mag schon im Altgriechischen so gewesen sein; und dies würde dann erklären, warum Platon zwischen dem geometrischen Begriff „Körper“ und dem physikalischen Begriff „Körper“ nicht feinsäuberlich unterschieden hat. Mit seinem Wort „Psyché“ will er sich offenbar von Anaxagóras und dessen Begriff „Noýs“ distanzieren. Andererseits ist Platon's Wortgebrauch von „Psyché“ im Deutschen weder durch „Psyche“ noch durch „Seele“ noch durch „Geist“ richtig wiederzugeben; und daher hab' ich darauf verzichtet, hier nach einer treffenden Übersetzung zu suchen.

Schwer tu' ich mich nach wie vor bei Pláton deswegen, weil er nicht nur von Dialog zu Dialog in seinen Ansichten etwas sprunghaft ist, sondern weil er in der Wahl seiner Begriffe selbst innerhalb einer Schrift keine Einheitlichkeit und Harmonie herzustellen fähig gewesen ist. Da er zudem von den von ihm – direkt oder indirekt – zitierten Autoren in leicht erkennbarer Weise nur deren erste Seiten gelesen hat, drängt sich mir der Verdacht auf, dass er unter Legasthenie gelitten hat.

Dies und seine Fistelstimme wie auch psychische Behinderungen – wie etwa: Mangel an Offenheit und an Mut – dürften die Ursachen dafür gewesen sein, dass er sich gar zu oft bissiger und verunglimpfender Bemerkungen über seine Vorgänger wie auch über seine Zeitgenossen nicht hat enthalten können: Mit Schmutz hat er dann und wann werfen müssen, um sodann Andere beschmutzt zu sehen. Die meisten Übersetzer und Interpreten – leider auch Apelt – erfreuen sich daran und weiden sich darin. Ob sie dadurch Reinheit erlangen, das braucht hier nicht erörtert zu werden.

Vorschlägen zur Verbesserung dieses Textes steh' ich offen gegenüber, zumindest, soweit sie das Ansehen der Xanthippe nicht beeinträchtigen; und ich werde sie – abhängig von der Kraft meiner Einsicht – dann dankbar berücksichtigen.

Diese Nachschrift ist ein Scherz, wie ja auch Pláton alle seine Schriften nachträglich unter die Idee von *Scherz* subsummiert hat, aus welchen Gründen auch immer dies durch ihn dann erfolgt sein mag.

Besser sollt' ich's so sagen: Diese Nachschrift ist zwar kein Scherz, wohl aber ein *Spaß*; denn das Arbeiten an ihr hat mir großenSpaß gemacht. Und ein ganz klein wenig hoff' ich daher, dass deren Lektüre auch dem einen oder anderen Leser ein wenig Spaß und Vergnügen bereiten wird.

Frankfurt am Main, den 13-ten November 2012

Wilhelm K. Essler

Xanthippe

Anwesende:

Xanthippe, Kríton, Timaíos, Gláykon, Hermokrátes, Antisthénés, Aischínes, Símon, Eykleídes, Aristíppos, Phaídon, Speysíppos, Theodóros, Kratýlos der Jüngere [des Kratýlos' Sohn]

Abwesende:

Pláton, Theaitétos, Xenóphon

Kríton: Eins, zwei, drei, ..., dreizehn, und mit mir vierzehn; aber wo bleibt der Fünfzehnte, mein lieber Timaíos? Denn siehe: Nicht nur von Megara, sondern selbst aus Ägypten haben die Jünger und Schüler unseres Lehrers und Meisters Sokrátes zu diesem Jahrestag seines gewaltsamen Todes den Weg hierher in sein bescheidenes Haus zu seiner Jüngerin und Frau Xanthippe gefunden. Wo nur bleibt uns denn unser bester Pláton?

Speysíppos: Ein Unwohlsein, Kríton, hat ihn befallen; denn aus freien Stücken wär' er diesem Beisammensein nimmermehr fern geblieben!

Antisthénés: Das klingt glaubhaft. Denn er ist ja auch am Todestag unseres Meisters dem letzten Treffen mit ihm fern geblieben; und in seiner Schrift „Phaidon“ lässt er unseren guten Phaídon dann berichten: „Pláton aber war, *soviel ich weiß*, krank!“. Wie sehr hat ihn, bester Eykleídes, denn jene ungenannte Krankheit gepeinigt an jenem Tag, als Du noch vor Tagesanbruch Dein Haus in Megara, wo er Schutz gesucht und gefunden hat, verlassen hast, um zu uns nach Athen aufzubrechen?

Eykleídes: Eine körperliche Erkrankung ist's sicherlich nicht gewesen. Aber Angst und Schrecken und somit ein psychisches Unwohlsein, das hat ihn bereits die Tage zuvor gepeinigt; und in der früh hat er sich dann geweigert, mit mir mitzukommen.

Símon: Wie denn? War Pláton denn also nicht tapfer? Wir einfachen Bürger, die wir in den Kämpfen der Stadt mit geringer Wappnung gegen die Feinde zu stürmen haben, wir dürfen da nicht in Angst und Schrecken verfallen. Und Pláton, der sich bei den Oberbefehlshabern aufhielt, um in diesem Amt geschult zu werden, er hat doch dann später dafür Tapferkeitsauszeichnungen erhalten. Wie passt das zusammen?

Aristíppos: Angst und Schrecken waren ihm keineswegs fremd. Das hab' ich an ihm in Syrakus mehrfach beobachten können; und unser Aischínes wird es bezeugen.

Aischínes: Durchaus! Jeder konnt' ihm seine Angst ansehen, als er – dessen Vater ein großer Sklavenbesitzer war – nun verhaftet und selber als Sklave verkauft worden ist. Zwar hat er dies in seinen angeblichen Briefen – die wohl nie an Personen verschickt worden sind –, schamhaft verschwiegen; aber an anderer Stelle in eben diesen Briefen berichtet er selber, dass ihn – nach seinem Hinauswurf aus der Herrscherburg des Machthabers –

Angst und Schrecken heimgesucht und gepeinigt haben.

Kríton: Vor uns braucht er doch keine Angst um sein Leben zu haben ...

Antisthénés: ... aber vielleicht eben um seinen guten Ruf. Denn erinnert Euch: Bei unserem vorletzten Beisammensein am gleichen Jahrestag im Haus des Kríton, da ist es sein Begehren gewesen, uns seine – wie er sagte – endgültige Fassung der Schrift mit dem Titel „Phaidon“ vorzutragen. Er hat dann mit großer Begeisterung mit dem Vortrag angesetzt. Aber nach und nach hat jeder von uns das Zimmer verlassen, sodass er den Abschluss dieser Schrift dem dann allein bei ihm verbliebenen Schüler Aristotéles vorgetragen hat, wiewohl dieser ja die ganze Schrift bereits gekannt hat.

Phaídon: Nichts von dem, was Pláton da vorgetragen hat, hat sich genau so ereignet. Zwar hat er den Ablauf der Begebenheiten in ungefährer Weise zutreffend wiedergegeben, den Schilderungen gemäß, die er von uns zu früheren Zeiten erhalten hat. Aber im Einzelnen ist sein Text dann mit so vielen Ansichten durchsetzt gewesen, die nicht die unseres Meisters, sondern die des Pláton gewesen sind, dass es uns zuwider geworden ist, diese Verzerrung der Überlegungen und Einsichten unseres Meisters gerade an diesem Gedenktag bis zum Abschluss mit anzuhören.

Aristíppos: Dann hat es mit der Entschuldigung, ein Unwohlsein habe ihn befallen, wohl durchaus seine Berechtigung.

Antisthénés: Aber vollständig ist ein körperliches Unwohlsein nicht auszuschließen. Denn er will ja doch als Asket bewundert und geachtet werden, jetzt von seiner Mitwelt, und später von der Nachwelt. Darum hat er sich darauf verlegt, tagsüber seinen Hunger mit dem ausschließlichen Verzehr von Oliven zu bändigen. Was er dann nachts an Speisen zu sich nimmt, das weiß wohl nur unser bester Speysípos.

So oder so jedoch ist sein Fernbleiben zu entschuldigen: Er war ja weder im Wort noch in der Tat ein Schüler unseres Lehrers und schon garnicht dessen Jünger; denn dann hätte er ihn ja zudem auch im Geist als seinen Vater erachten müssen. Als seinen geistigen Vater aber erachtet er seit langem den Parmenídes aus den fernen dorischen Kolonien Süditaliens; und ich wüsste nicht, was die Lehre und das Leben unseres Meisters mit dem Leben und der Lehre jenes Propheten, der sein angebliches Wissen von einer Göttin erhalten hat und es daher nicht weiter zu begründen braucht, zu tun haben könnte!

Kríton: Aber Pláton hatte mir sein Kommen doch ganz fest zugesagt. Und er hat mir zugesagt, uns dabei seine jetzige neue Naturphilosophie in ihrem Zusammenhang mit dem menschlichen Geschick vorzustellen!

Phaídon: Wie? Eine neue Lehre? Dann ist es wohl nicht mehr jene, die ich ihm als die des Sokrátes berichtet hatte und die er – mit einigen breiten Ausschmückungen – in seiner nach mir benannten Schrift wiedergegeben hat? Ist er nun auch darin von unserem Meister abgerückt?

Kríton: Davon wird auszugehen sein, wenn man sich vergegenwärtigt, wie weit sich seine Vorstellungen vom Wesen der Tapferkeit von der des Sokrátes entfernt haben: Tapfer ist demnach nicht mehr jemand, der äußerlich für seine Kameraden und innerlich für seine Einsichten mit seinem Leben

einsteht, sondern wer mit herber Gewalt gegen die äußeren und inneren Feinde von Pláton's Gerechtigkeitsvorstellung vorgeht. Was er mir aber zu seiner Vorstellung von dem gerechten Staat vorgetragen hat, das hab' ich nicht richtig verstehen können; und das will ich daher – zu seinem Schutz – nicht wiedergeben.

Símon: Aber mich, einem freien Mann Athens, einem Handwerker, dem das Tor der Akademie Pláton's nicht offen steht, mich interessiert gerade das, was Pláton hierzu lehrt. Denn noch gegenwärtig ist uns das Vorgehen seines Onkels Kritías gegen dessen innere Feinde. Womit also haben die einfachen Menschen dann zu rechnen, wenn Pláton irgendwann bei uns seine Vorstellungen verwirklichen kann? Denn in dem uns zugänglichen Buch mit dem Titel „Politeia“ ist davon nicht die Spur zu finden!

Krítón: Dieses Buch hat er nachträglich zum Buch I eines nunmehr fünfbändigen Werks erkläre; die weiteren vier – von ihm in der Zwischenzeit verfassten – Fortsetzungswerke sind bis jetzt nur den Mitgliedern der Akademie sowie den Verwandten und Bekannten Pláton's zugänglich; sie werden noch nicht von der Akademie verkauft. Daher soll uns nun unser Speysíppos davon berichten; denn er wird es wohl sein, der einstmals Pláton's Erbe in der Akademie weiterführen soll.

Antisthénés: Bei allen Göttern! Somit nicht der dem Pláton voll ergebene kluge Aristotéles?!

Krítón: Wohl kaum, vergegenwärtigt man sich Pláton's Lehre mit Bezug darauf, wie ein gerechter Staat auszusehen hat und wie er zu führen ist. Daher, bester Speysíppos, hilf meiner Erinnerung nach! Bist Du nicht mit der Aufsicht über die Schreiber Pláton's betraut?

Speysíppos: Das bin ich, und zudem auch mit dem Lesen und Verbessern und Vervollständigen und Verfeinern des Geschriebenen! Aber ich bin ja noch jung; und ich weiß nicht, wem ich die Ehre verdanke, hier heute bei Euch weilen zu dürfen, und warum mir diese Ehre zuteil geworden ist. Aber da ist unter uns ja nun auch mein Onkel Hermokrátes. Er hat diese fünf Bücher der „Politeia“ durchgearbeitet; und er – wie übrigens auch Du, verehrter Krítón! –, ja, er kann den Inhalt dieser Bücher bestens zusammenfassen!

Krítón: Manches von dem, was Dein Onkel Pláton mir dargelegt hat, ist mir ja noch in Erinnerung; und das Andere mir in Erinnerung zurückzurufen, dafür bis ja nun Hermokrátes der geeignete Zeuge. Das Ratsamste allerdings – wenn Dir, mein Hermokrátes, dies nicht zu lästig ist – wär' es, Du führtest uns in kurzem Überblick alles vor, was in diesen fünf Büchern im Einzelnen dargelegt ist; denn das wird sich dann unserem Geist fest einprägen!

Hermokrátes: Das soll geschehen! Pláton's Darlegungen in diesen fünf Büchern sind der Hauptsache darauf hin ausgerichtet, zu zeigen, welche Beschaffenheit ein Staat zu haben und aus was für Männer er sich zusammensetzen hat, um sich als bester Staat zu erweisen.

Krítón: Und seine Ausführungen befriedigten seinen Begleiter Aristotéles in hohem Ausmaß.

Hermokrátes: Das Erste, was zur Erstellung eines solchen besten Staa-

tes vorzunehmen ist, das ist die Scheidung der Ackerbauer und der übrigen Erwerbsklassen von der Klasse derer, die als Krieger die Aufgabe haben sollen, diesen besten Staat gegen seine äußeren wie eben auch gegen seine inneren Feinde zu verteidigen.

Krítón: Ja, mit dieser Erörterung hat Pláton begonnen.

Hermokrátes: Und indem nun einem jeden Bürger die seiner natürlichen Anlage entsprechende Beschäftigung – und zwar jedem eine einzige Berufstätigkeit – zugewiesen wird, ist zu darauf zu achten, dass diejenigen, die zum kriegerischen Schutz der Gesamtheit berufen sind, sich ausschließlich im Wächterdienst für den Staat zu betätigen haben, und dies gegenüber jedem Störungsversuch, gleichviel, ob dieser nun von außen oder von innen erfolgt; und dabei haben sie sich einerseits als milde Richter gegenüber den ihrer Leitung unterstellten natürlichen Freunde und als grimmige Gegner in den Kämpfen gegen die jeweils auswärtigen Feinde zu bewähren haben.

Krítón: Genau so hat er es geschildert.

Hermokrátes: Daher sollte die Psyché eines jeden Wächters in hervorragender Weise zwei Eigenschaften in sich vereinigen: herzhaften Mut und lebhaften Erkenntnistrieb; denn nur so können sie nach beiden Seiten hin ihrer Pflicht genügen und dabei zu den Einen milde sowie zu den Anderen furchtbar sein.

Krítón: Ja, so ist's gesagt worden.

Hermokrátes: Was deren Erziehung betrifft, so sollen sie in Gymnastik und in Musik sowie in allen für sie wichtigen Wissensfächern unterwiesen werden.

Krítón: Auch davon ist gesprochen worden.

Hermokrátes: Indem sie auf diese Art erzogen worden sind, sollen sie weder Gold noch Silber noch sonstige Wertstücke als ihr Eigentum erachten; vielmehr sollen sie als Verteidiger des Staates den Sold für ihren Wächterdienst von denen erhalten, die ihnen ihre Sicherheit verdanken. Sie sollen dabei nur so viel erhalten, wie für maßvolle Männer eben hinreichend sind. Diesen Sold sollen sie gemeinsam verwenden, wie sie ja ihr ganzes Leben in enger Gemeinschaft mit einander verbringen sollen, ganz im Dienst der sittlichen Tüchtigkeit, und daher befreit von allen sonstigen Berufsgeschäften.

Krítón: Auch das entspricht dem mir von ihm Vorgetragenen.

Hermokrátes: Und auch die Frauen müssen mit dem Männern nach Maßgabe der natürlichen Gleichartigkeit gepaart werden; und die Frauen sollen im Krieg wie auch in der sonstigen Lebensführung die Tätigkeit der ihnen jeweils gleichartigen Männer teilen.

Krítón: Auch das entspricht dem von ihm mir Vorgetragenen.

Hermokrátes: Für die Kindererziehung sind folgende Bestimmungen getroffen worden, die sich wegen der Neuartigkeit des Gesagten dem Gedächtnis leicht einprägen, nämlich: Was Ehe und Kinder betrifft, so soll alles auf der Grundlage völliger Gemeinschaft beruhen. Niemand soll jemals ein Kind als das seinige herauserkennen; vielmehr soll jeder sämtliche Kinder als enge Verwandte erachten. Demnach sollen sich alle Bürger einer Altersgrup-

pe als Brüder und Schwestern erachten, aber die der nächsthöheren Altersgruppen allesamt als Eltern beziehungsweise als Großeltern, sowie die der nächstjüngeren Altersgruppen als Kinder und Enkel.

Kríton: Ja, dies hat sich meinem Gedächtnis leicht eingeprägt.

Hermokrátes: Das Ziel dieses besten Staates ist es, möglichst rasch und umgehend die erreichbar höchste Vollkommenheit in der Veranlagung der Beschaffenheit der Menschen zu erzielen. Hierzu ist es erforderlich, dass die Vorgesetzten beider Geschlechter – die der Männer wie die der Frauen – insgeheim auf die jeweils zu erfolgenden ehelichen Verbindungen gezielt hinzuwirken haben, und dies auf folgende Weise: Mit einer bestimmten Art von Losen werden einerseits die trefflichen Vertreter des männlichen Geschlechts mit den ihnen gleichartigen des weiblichen Geschlechts gepaart, und ebenso die weniger trefflichen Männer mit den dann ihnen gleichartigen Frauen; und dies soll so erfolgen, dass sie alle für die Paarung durch das Los den Zufall dafür verantwortlich machen, sodass unter ihnen dann wegen diesen gezielten Paarungen keine Feindschaft erwächst.

Kríton: Ja, ich erinnere mich noch gut an diese Ausführung!

Hermokrátes: Die Kinder der Tüchtigen müssen sodann bei den Kriegern aufgezogen, die der Untüchtigen hingegen heimlich unter die anderen Volksklassen verteilt werden. Aber auch diese sind weiterhin beständig zu beaufsichtigen. Denn die Würdigen unter den dort Aufwachsenden müssen sodann wieder in ihren eigenen Stand zurückversetzt werden, wohingegen die Unwürdigen unter den Aufwachsenden aus dem höheren Stand in die freigebliebenen Stellen dieser Aufgerückten zurückversetzt werden.

Kríton: Gewiss, auch dies ist ausgeführt worden.

Hermokrátes: Hab' ich mit diesem Überblick nun Eure Unterhaltung von neulich in der hier gebotenen Kürze halbwegs abgeschlossen wiedergegeben, oder bemerkst Du darin noch eine Lücke?

Kríton: Nein, mein guter Hermokrátes, das war es, was auch mir damals von Pláton vorgetragen worden ist.

Aischínes: Und alles dieses in breiter Ausführlichkeit hat Pláton unserem Meister Sokrátes in den Mund gelegt. Wisst Ihr, was dieser dazu bemerken würde? Das gleiche wie seinerzeit, als Pláton ihm und uns seine Erstschrift „Lysis“ vortrug, nämlich: „Was dieser – jetzt aber doch garnicht mehr so junge – Mann hier über mich doch alles zusammenlügt!“

Denn unser Meister hätte, hier ansetzend, nun überprüft, ob denn ein solches Staatswesen wirklich das beste unter allen Staatsformen ist. Dabei liegt die Antwort ...

Aristíppos: Die Antwort liegt auf der Hand, indem Du Dir in Erinnerung rufst, wie Pláton's Onkel Kritías da verfahren ist: Er hat eine Liste der Bürger Athens erstellt, in der die Namen aller ihm missliebigen Bürger gefehlt haben; und ist ihm ein bis dahin hilfreicher Freund – wie etwa sein Helfer Theraménes, dieser Verräter, der die Hauptschuld am militärischen Niedergang Athens trägt – irgendwann missliebig geworden, so ist dieser aus des Kritías' Liste gestrichen worden. Wer in dieser Liste nicht verzeichnet gewe-

sen ist, der hat nicht zu den Inneren gehört, gegenüber denen Milde angesagt gewesen ist, sondern zu den Äußeren, gegen die mit Zorn und Härte vorgegangen werden konnte. Jeder ist genötigt worden, zum Verräter seines Nachbarn zu werden. Auf dies wird Pláton's Staatswesen – sollt' irgendwann ein Landstrich von dem Unglück der Verwirklichung dieser Staatsform heimgesucht werden – zwangsläufig hinauslaufen; und bevor es so – nämlich ohne jede Spur von freiem Wirken einschließlich der Heirat und der Kindererziehung – in Kraft tritt, ist noch gemäß Pláton's gelegentlichem Hinweis unter den Gegnern dieses Staatswesens gründlich aufzuräumen; denn danach erst kann das vollendete Überwachungssystem voll wirksam werden. Dass aber die Menschen – auch die Sklaven, die ja nichts anderes als Kriegsgefangene sind – von ihrer Natur aus in gleicher Weise nach dem Glück des Freiseins streben, davon weiß unser Pláton bis dato noch nichts.

Hermokrátes: Aber er weiß von dem Glück, das die Menschen genießen, die in einem solchen Staatswesen, das in vollendeter Ordnung lebt, weilen und leben. Denn er hat uns – mir und den Gláykon – vor nicht zu langer Zeit eine sagenhafte Geschichte vorgetragen; und es lohnt sich, sie zu vernehmen, mein guter Aristíppos und mein guter Aischínes!

Gláykon: Dieser Vorschlag darf nicht unausgeführt bleiben, sofern er die Billigung des Timaíos findet. Denn Timaíos kann uns über die im Weltall herrschende vollendete Ordnung berichten; und eben sie ist sinngemäß auf die vollendete Ordnung der Gemeinschaft der Bürger wie sogar auf die des Einzelnen in seiner vielfältigen Zusammensetzungen von Psyché und Soma zu übertragen.

Timaíos: Beginne Du nur mit Deinem Vortrag, dessen Inhalt ich nicht kenne; und ich will mich sodann bemühen, meine Darlegung auf die Deine abzustimmen!

Gláykon: So vernehmt den, Kríton und all' Ihr Anderen, eine gar seltsame Geschichte, die gleichwohl auf volle Wahrheit Anspruch hat, wie Sólon – der größte unter den Sieben Weisen – seinerzeit versicherte.

Er war nämlich verwandt und eng befreundet mit meinem und Pláton's Urgroßvater Dropídes, wie er dies ja an manchen Stellen seiner Gedichte bezeugt hat, demnach mit unser beider Großvater Kritías. Zu diesem bemerkte Dropídes einmal, es gäbe so manche großartigen und bewunderungswürdigen Leistungen unseres Staates Athen; aber diese seien durch die Länge der Zeit und durch das Dahinschwenden der Menschengeschlechter in Vergessenheit geraten. Und die größte davon geziemt es sich, sie hier Euch vorzutragen, sowohl als Dank für Eure Einladung, als auch, um die die Pan-Athenaien – unsere Göttinnen – in würdiger und ungeheuchelter Art und Weise wie durch einen Lobgesang zu feiern.

Kríton: Nun, dem darf nicht widersprochen werden. Um was für eine geschichtlich Leistung, von der die Chronisten unserer Stadt nie etwas verzeichnet haben, handelt es sich denn dabei?

Gláykon: So will ich denn die Geschichte erzählen, die ich von meinem Bruder Pláton vernommen. Es war nämlich damals des Pláton's hochbetagter

Großvater Kritías schon beinahe neunzig Jahre, Pláton hingegen höchstens zehn Jahre alt. Und was den Tag anbelangt, so war es der Knabentag ...

Anthisténes: Du willst nun wohl diese absonderliche Geschichte nach Pláton's Art auswalzen. Dann jedoch werd' ich – der solche Breite nicht liebt – alsbald den Raum verlassen, und so wie ich, so dann wohl auch mancher Andere. Sei also nicht wie Pláton; sondern fasse Dich kurz! Lass' alle belanglosen Umstände weg! Komm' vielmehr unvermittelt zu dem, wovon es sich hier handelt!

Gláykon: Nun ja: Von Sólon also über Dropídes hat Pláton' Großvater Kritías diese Geschichte vernommen und sie als etwa neunzigjähriger Greis an den damals knapp zehnjährigen Pláton weitererzählt:

Als Sólon in Ägypten weilte und dort von den Priestern der im Delta des Nils gelegenen Stadt Sais mit allen Ehren aufgenommen wurde ...

Anthisténes: Werd' auch da nicht breit und ausufernd!

Gláykon: Nun gut: Zu einer Zeit, als Phaiton, des Helios' Sohn, die Lenkung von seines Vaters Gespann an sich nahm, aber nicht dazu fähig war, des Vaters Bahn einzuhalten, da kam es dadurch zu Abweichungen der um die Erde kreisenden Himmelskörper, und durch dieses zudem zu Verheerungen auf den Bergen durch massenhaftes Feuer; davon waren daher die Bergbewohner sowie die Bewohner trockener Landstriche härter betroffen als die Fluss- und Meeres-Anwohner. Wenn aber andererseits die Götter die Erdkugel zur Reinigung mit Wasser überschwemmen, da bleiben dann die Schaf- und Rinder-Hirten auf den Bergen davon verschont, wohingegen die Städtebewohner von den Flüssen ins Meer geschwemmt werden; da bleiben dann nur jene Bewohner übrig, die vom Schriftwesen nichts verstehen und aller Bildung ledig sind.

Daher erinnern wir Griechen uns nur an *eine einzige* Überschwemmung dieser Art, wiewohl es doch vorher schon *so viele* gegeben hat, anders als in Ägypten, wo das Schriftwesen eine lange Tradition besitzt und die Begebenheiten notiert und so dem Vergessen entzogen werden. Dieses aber wissen die Priester Ägyptens von unserer Vorzeit:

Denn es gab eine Zeit – vor etwa neuntausend Jahren, somit noch vor jener verheerenden großen Flut –, als das jetzt unter dem Namen „Athen“ bekannte Gemeinwesen an Trefflichkeit die erste Stelle unter allen Staaten eingenommen hat, und dies sowohl mit Bezug auf die Kriege als auch mit Bezug auf die ganze gesetzliche Ordnung; nicht ihresgleichen hatte diese Trefflichkeit. Und etwa ein Jahrtausend später ist dann diese damalige Ordnung von Ägypten übernommen und – anders als bei uns – bis heute bewahrt worden, nämlich die streng vorgenommene und eingehaltene Gliederung der Bewohner in Kasten:

- ★ die Kaste der Priester, streng gesondert von allen anderen Kasten und fest in sich geschlossen; sodann

- ★ die Kaste der Handwerker, auch sie fest in sich geschlossen und dabei ausschließlich ihren einzelnen Berufsarbeiten zugewandt; sodann

- ★ die Kaste der Ackerbauer, der Hirten, der Jäger und der Fischer, dabei

einschließlich deren jeweilige Helfer; und eben auch

★ die Kaste der Krieger, auch sie streng von allen anderen Kasten abgesondert, indem sie, der gesetzlichen Ordnung zufolge, sich mit nichts Anderem zu befassen hat als mit der Sorge für den Krieg.

Die Geistesbildung hat das Gesetz von Haus aus den Priestern anbefohlen: Alle aus der Betrachtung des Weltalls und seiner göttlichen Ordnung abzuleitenden Regeln machte das Gesetz ausfindig und bis hin zur Voraussagekunst sowie der Heilkunst zum Besten der Gesundheit für die Menschen nutzbar; auch brachte das Gesetz die Priester in den Besitz aller anderen Kenntnisse, die mit diesen zusammenhängen.

So also war die Ordnung des Staates damals bei uns und später – und da bis zum heutigen Tag – in Ägypten geregelt.

Viel Bewundernswertes gibt es über unseren damaligen Staat zu berichten; aber eine seiner Leistungen, wie sie in jenem ägyptischen Tempel urkundlich berichtet wird, ragt doch an Größe und Kraft über alle anderen hinaus: Unser damaliger Staat hat einer gewaltigen Heeresmacht Halt geboten, die in verwegendem Übermut, vom Atlantischen Meer her kommend, bereits das nordwestliche Afrika sowie das westliche Europa unterworfen hatte und nun gegen das übrige Europa sowie gegen Asien einschließlich Ägypten zu Felde zog.

Damals nämlich war das Meer außerhalb der Säulen des Herákles schiffbar. Und außerhalb dieser Säulen lag im Atlantischen Meer eine Insel, größer als das ganze jetzige Perserreich; von ihr war der Übergang zu anderen Inseln möglich, von denen man auf das gegenüberliegende Festland gelangen konnte, jenes andere große Festland im Westen, das das Atlantische Meer umschließt: dieses eigentliche Meer, zu dem sich unser Mittelländisches Meer lediglich als eine Bucht mit schmalen Eingang darstellt.

Auf dieser Insel Atlantis nun hatte sich eine große und staunenswerte Königsmacht herangebildet, die sich nun anschickte, mit ihrer Heeresmacht auch den von ihr noch nicht unterjochten Orient unserer Gegenden zu erobern. Das war denn die Zeit, als unsere damalige Staatsmacht der ganzen Welt die glänzende Probe ihrer Tüchtigkeit und Kraft gab: Denn Allen überlegen an Kriegskunst und an Tapferkeit, stand sie zunächst an der Spitze der griechischen Heere; dann aber sah sie sich durch den Abfall der Anderen auf sich allein gestellt.

So geriet sie zwar in äußerste Bedrängnis; gleichwohl errang sie den Sieg über die Angreifer und errichtete ihr Siegeszeichen. So verhinderte sie die Unterjochung der noch nicht unterworfenen Völker. Was aber die anderen Völker innerhalb der Säulen des Herakles betrifft, so gab sie allen großmütig die Freiheit zurück.

In den Jahren danach aber brach eine Zeit gewaltiger Erdbeben und Überschwemmungen herein; und es kam ein Tag und eine Nacht, innerhalb derer die ganze Masse Eurer Krieger von den Fluten des Meeres von der Erde weggespült wurde. Ebenso stürzte dann auch die Insel Atlantis in die Tiefe des Meeres hinab und verschwand. Daher ist das dortige Meer infolge der unge-

heuren Schlamm-Massen, welche die sinkende Insel dabei emporgespült hatte, auch heute noch unbefahrbar und unerforschbar.

So hat mein Bruder Pláton mir dieses erzählt; und glaubhaft hat er mir versichert, dass ihm dies sein Großvater Kritías weiterberichtet hat. Dann aber liegt es auf der Hand, dass die Darstellung des besten Staatswesens in den fünf Büchern ...

Eykleídes: Wird er die Folge der Bücher bei der Zahl Fünf belassen?

Krítton: Das wissen die Götter. Und ich gehe davon aus, dass dies nicht einmal Pláton selber jetzt schon so genau weiß.

Eykleídes: Nun hat die Hand ja von Natur aus fünf Finger, nicht mehr, und bei der Geburt auch nicht weniger. Mit Blick darauf und in Berücksichtigung seines Sinns für Zahlen ...

Aischínes: Aber beide Hände zusammen haben zehn Finger. Demnach wird diese Folge erst mit dem zehnten Buch ihren Abschluss finden!

Aristíppos: Das ist sehr unwahrscheinlich, wenn man sich Plátons Sinn für Zahlenmystik vergegenwärtigt: Entweder wird er die Folge auf nur sieben Bücher oder – wie ich vermute – schließlich auf zwölf Bücher anwachsen lassen; denn er liebt das Breite wie auch das Mystische. Es werden als nicht elf und schon garnicht dreizehn Bücher werden.

Gláykon: Darf ich meinen Satz noch zuendesprechen?! Also: Ich gehe davon aus, dass er diese Geschichte genau so – wengleich ausführlicher – vernommen hat, und dass er aus der mit ihr berichteten Begebenheit seine Lehre vom besten Staatswesen entnommen und abgeleitet hat.

Antisthénés: Dabei ist allerdings die Vermutung nicht auszuschließen wie auch nicht unberücksichtigt zu lassen, dass es sich umgekehrt verhält: dass Pláton, gemäß seiner Überheblichkeit den Handwerkern – den Banau- sen – gegenüber, seine Vorstellung vom besten Staatswesen von der früheren Herrschaft der Vierhundert wie auch von der kürzlichen Herrschaft der Dreißig unter seinem Onkel Kritías her gewonnen hat und sich zu diesem Zweck, seinem schriftstellerischen Hang zum Erfinden von Mythen entsprechend, jene aberwitzige Geschichte ausgedacht hat.

Aristíppos: Da nun, mein bester Antisthénés, muss ich Dir entschieden widersprechen. Denn Pláton war in Ägypten und hat bei einigen der dortigen Priester deren Wissen sich anzueignen getrachtet. Und ich selber bin gleichfalls – wengleich erst Jahre nach ihm – bei den Priestern um unteren Verlauf des Nils gewesen.

Eine solche heftige Überschwemmung aller Küstengebiete im östlichen Mittelländischen Meer, die alle Küstenstädte und deren Kulturen zerstört hat, sie hat es tatsächlich gegeben, vielleicht nicht vor neuntausend Jahren, wohl jedoch vor etwas mehr als eintausend Jahren: Diese riesigen Flutwellen, der damals das Zerbersten der bis dahin recht großen Insel Santorin vorausgegangen ist, sie hat nicht nur diese Küstenstädte im Ägäischen Meer, sondern das ganze Nildelta unter ihrem Schlamm begraben. Erst viele Jahre danach ist das Nil-Delta wieder besiedelt und das zuvor verlorengegangene Wissen dort wieder eingebracht worden nämlich vom Mittleren Ägypten her, wohin jene

großen Flutwellen und deren Verwüstungen nicht mehr hingereicht haben.

Die Schilfboote der vormaligen Seefahrer des ägyptischen Königs hatten bereits das Groß-Libyen – das südlich an das Mittelländische Meer angrenzende Festland, das Afrika – umrundet. Sie kannten die Richtungen der Meeresströme auf der Westseite dieses Festlandes. Und sie haben aus einem dieser Ströme, der von Westen her auf dieses Festland trifft und dabei nach Norden gelenkt wird, um dann seinen Lauf wieder nach Westen zu richten, Hölzer gefischt, von denen sie haben annehmen müssen, dass sie von einem westlichen Festland her dorthin geschwemmt worden sind.

Ob diese Schilfboote allerdings – wie mir jene Priester eindringlich versichert haben – mit dem westwärts gerichteten Strom zu jenem Erdteil auf der Westseite des Atlantischen Meeres gelangt und später dann mit dem weiter südlich verlaufenden Gegenstrom schließlich wieder zur Westküste Groß-Libyens gelangt und von da aus wohlbehalten heimgekehrt sind, darauf will ich mich nicht festlegen.

Festlegen möcht' ich mich allerdings darauf, dass die Flotte des ägyptischen Königs etwa zur gleichen Zeit, als hier diese großen Flutwellen riesigen Schaden und unbeschreibliches Leid angerichtet haben, vor den kleinen Inseln südlich des Ausgangs hinter den Säulen des Herákles nahezu vollständig vernichtet worden ist: vernichtet nicht von irgendwelchen Feinden, sondern von einem Berg, der in eben den Hafen, in denen die Schiffe sich auf ihre Weiterfahrt vorbereitet hatten, gerutscht und gestürzt ist. Dies war dann, nebenbei gesagt, das Ende der Vorherrschaft Ägyptens im Mittelländischen Meer.

Símon: Dann hat unser Pláton also, seinem sonstigen Verhalten getreu, sowohl die genaue Herkunft seiner Berichte vertuscht als auch diese Bericht nach seinem eigenen Gutdünken ausgemalt und ausgeweitet.

Aristíppos: So wird man es wohl sehen müssen. Aber wie siehst Du dies, mein lieber Timaíos, der Du dem Pláton immerhin erhebliche Teile der pythagoräischen Mathematik und Physik berichtet – um nicht zu sagen: vertrat – hast: Ist er mit Deinem Bericht in gleicher Weise verfahren?

Timaíos: Dies nicht. Denn er hat meinen Bericht erhalten, hat ihn mit den Bericht von Großhändlern, die Silber aus Attika nach Taxila am Indus hinbringen und von dort zu uns mit Seide und Gewürzen zurückkehren, verglichen, hat diese dann irgendwie zusammengebracht ...

Antisthènes: Du meinst sicherlich: zusammengewürfelt?!

Timaíos: Nein, durchaus nicht, sondern eigentlich recht geschickt ineinandergefügt. Und er hat mir nach der Fertigstellung seiner Zusammenstellung – und noch vor deren Veröffentlichung – diesen Text vorgelesen ...

Antisthènes: Und Du warst mit dem Inhalt dieses Textes durchaus einverstanden?

Timaíos: Im Großen und Ganzen: Ja, weil ...

Antisthènes: Weil er diese Schrift mit Deinem Namen betitelt hat und so zwar nicht Du, wohl aber Dein Name langlebig – wenngleich nicht unsterblich – werden wird? Denn in Kroton und Tarent und in den Nachbarstädten dieses Gebiets hat man Dich ja doch wohl nicht zu den ganz Großen unter den

pythagoräischen Mathematiker gerechnet, wohingegen Du, seit Du mit Pláton verkehrst, hierzulande ...

Xanthippe: Bitte, mein treuer Anthisténes, lass dieses schroffe Reden sein! Denn so zu sprechen, das ist nicht der Weisen Art.

Da Pláton aber, mein guter Timaíos, seinem mit Dir besprochenen Text aufgrund bestimmter Einwände von Seiten der hiesigen Geometer bereits an einer erweiterten Neuauflage desselben arbeitet, die den Mitgliedern der Akademie, meiner Kenntnis nach, bereits ein paar Wochen bekannt ist, so will ich nun von Dir dieses hören, nämlich: das, was Du dem Pláton an naturphilosophischen Wissen weitergereicht hast!

Timaíos: Dies hab' ich dem Pláton *von Mund zu Ohr* weitergereicht; und ich bin verpflichtet, dies *nicht öffentlich* kund zu tun.

Aristíppos: Ich aber, der ich erst gestern Abend, erneut von Ägypten kommend, hier in Athen eingetroffen bin, ich kenne ja nicht einmal das, was Pláton aus Deinem Bericht erstellt und veröffentlicht hat. Berichte mir, lieber Timaíos, also wenigstens davon, damit ich mit Euch mitreden kann. Reicht dieser Bericht von der Ordnung des Weltalls bis hin zur Ordnung des Menschen mit seinen Bestandteilen von Soma und Psyché?

Timaíos: Nicht nur von der Ordnung, sondern auch – und vor allem – von der Entstehung!

Aristíppos: Wie denn? Hat er Eure Vorstellung vom Ewigen – von ewiger Zeit in ewige Zeit reichenden Ordnung des Weltalls – etwa verworfen?

Xanthippe: Schon lang' ist's her, dass er nicht mehr zur naturphilosophischen Lehre steht, die mein verstorbener Gatte von einem Weisen aus Asien während einer Einweihung im Apóllon-Tempel, zu der er berufen worden ist, erhalten und mir später im Vertrauen weitergereicht hat. Weitergereicht hat er sie dann am Tag seines Dahinscheidens seinen treuesten Freunden und Jüngern, die sich zu ihm begeben hatten. Aber zu diesen hat Pláton eben nicht gehört oder zumindest nicht gehören wollen.

Doch nun, guter Timaíos, schlag' unserem Aristíppos seinen sehnlichen Wunsch nicht ab, und desgleichen auch nicht mir. Denn ich habe den Text zwar gelesen, habe darin jedoch Mehreres nicht verstanden, weil es mir widersprüchlich erscheint. Fass' also Mut und zögere nicht, uns jetzt Pláton's verfeinerte Fassung von Deinem ihm gegebenen Bericht wort- und sinngetreu berichten, auch wenn dieser Bericht dann naturgemäß breit ausfällt!

Timaíos: Dies will ich so machen. Doch zuvor lasst mich noch um dieses bitten: Unterbrecht mich bitte nicht, wenn ich mich nun bemühe, die meinen Namen tragende Schrift bis zu der Stelle vorzutragen, wie sie jetzt noch in den Marktläden vorliegt!

Aischínes: Dann stimmt also das, was hinter der vorgehaltenen Hand berichtet wird, nämlich: dass Pláton den Text bereits verändert hat?

Timaíos: Ganz stimmt dies nicht. Richtig ist vielmehr, dass er diesem Text noch im gleichen Buch eine ausführliche Ergänzung hinzugefügt hat. Diese aber kennen nur seine Schüler in der Akademie, nicht hingegen ich.

Aischínes: Dann wollen wir Dich nicht weiter unterbrechen. Erst, nach-

dem Du Deine Wiedergabe der mir bekannten Stellen vollständig vorgetragen hast, werd' ich Dir Fragen zu stellen haben!

Timaíos: Nicht leicht ist es für mich, Euch eine Lehre vorzutragen, die nicht die meine ist. Denn meine Lehre stützt sich völlig auf die Grundgedanken, die unser Vater Pythagóras seinen wichtigsten Schülern vorgetragen hat; zu seiner Naturphilosophie gehört dabei der Grundsatz:

„Von Ewigkeit her und in Ewigkeit hin: so besteht dieses Weltall.

Den Wohlklang gibt es in ihm, doch allzu oft eben auch Missklang.

Den Wohlklang erkennen und spüren, auf ihn hin nun richten sein Wirken, von Missklang sich freihalten: das vollendet das Leben des Menschen.“

Xanthíppe: Doch nun, lieber Timaíos, zögere nicht weiter und gib uns Plátons Fortentwicklung Deiner Naturphilosophie wieder! Wir aber werden schweigen, solange Du sprichst, und uns – dess' sei Dir gewiss! – uns danach erst rühren, dann aber wirklich!

Timaíos: Der Pflicht Eurer Stadt gehorchend, ruf' ich zunächst ihre Götter und Göttinnen an und erlebe ihre Hilfe dazu, dass meine Wiedergabe gänzlich nach Plátón's Sinn ausfällt.

Ob es Götter und Göttinnen, die solcherart anzurufen sind, wirklich gibt, das weiß ich nicht; und noch weniger weiß ich, ob sie jedes solche Anrufen hören, wie auch, ob sie es sodann erhören. Ob daher ein solches Anrufen zu einem Nutzen führt, das ist unsicher; sicher hingegen ist es, dass es keinen Schaden herbeiführt. Und daher unterwerf' ich mich ohne Bedenken dieser leidigen Pflicht.

Nach Plátón's Dafürhalten kommt es zunächst auf eine Unterscheidung folgender Vorstellungen an, nämlich:

- was das immer Seiende ist, das kein Werden zulässt, sowie,
- was das immer Werdende ist, das niemals des Seins teilhaftig wird.

Das Erste ist durch vernünftiges Denken mittels des Verstandes erfassbar; denn es bleibt sich selbst immerdar gleich. Das Zweite ist nur der – schwankenden – Meinung zugänglich, mittels der Sinneswahrnehmung ohne Beteiligung des Verstandes in eben dieser unvollkommenen erfassbar; denn dieses Zweite ist in einem beständigen Werden – im Entstehen–Vergehen – begriffen, ohne je zu einem Sein zu gelangen. Alles Werdende hat jedoch notwendigerweise irgendeine Ursache zur Voraussetzung; denn ohne Ursache kann unmöglich etwas entstehen.

Jedes Ding, dessen Form und Wirkungsart der Hersteller – dieser aus sich selbst heraus von Ewigkeit zu Ewigkeit bestehende Gott – in beständigem Hinblick auf das sich immer Gleichbleibende, das ihm dabei als Muster dient – nun herstellt, das muss auf diese Weise unbedingt auf das Beste gelingen. Würd' er dabei jedoch auf das Gewordene hinschauen und sich dieses zum Muster nehmen, dann würde sein Werk eben nicht gut ausfallen.

Das ganze Himmelsgebäude – das Weltall – muss zunächst von dem Gesichtspunkt aus untersucht werden, der jeder derartigen Untersuchung als Ausgangspunkt zugrunde gelegt werden muss, nämlich: der Frage, ob dieses Weltall von jeher da war ohne einen Anfang seiner Entstehung, oder ob es

geworden und daher von irgendeinem Anfang ausgegangen ist.

Es ist geworden. Denn es ist sichtbar und fühlbar und somit körperlich; doch alles von dieser Art ist sinnlich wahrnehmbar. Das sinnlich Wahrnehmbare – durch schwankende Meinung mittels der Wahrnehmung Fassbare – ist jedoch, wie gesagt, dem Werdenden und daher dem Erschaffenen zuzurechnen. Das Gewordene nun muss, dem vorhin Gesagten gemäß, unbedingt eine Ursache haben.

Den Hersteller und Vater des Weltalls zu finden, das ist schwierig; und hat man ihn ermittelt, so ist es unmöglich, ihn Allen kundzutun. Dennoch muss man, auch ihn betreffend, sich fragen, nach welchem der beiden Muster er das Weltall hergestellt hat, ob nach dem Unwandelbaren und ewig Gleichen, oder ob nach dem Gewordenen. Wenn nun der Hersteller ein guter Werkmeister und daher dieses Weltall schön und wohlgeraten ist, so liegt es auf der Hand, dass er dabei nach dem Ewigen geblickt hat, und im anderen Fall – wengleich diesen auszusprechen eigentlich bereits eine Lästerung ist – nach dem Gewordenen.

Nun ist es aber doch für jedermann klar, dass er dabei nach dem Ewigen geblickt hat; denn diese Welt ist das Schönste von allem Gewordenen. Da es nun mit dem Entstehen des Weltalls so bestellt ist, deswegen ist dieses nach dem Muster des dem Verstand und der Einsicht Erfassbaren und sich daher immer Gleichbleibenden geschaffen.

Das Weltall ist – wie aus diesen Begründungen hervorgeht – ein Abbild von Etwas.

Bei jeder Frage ist es von größter Wichtigkeit, den Anfang des zu Ermitteln sachgemäß zu behandeln. Was dabei das Bild und dessen Urbild betrifft, so ergibt sich für die Darstellung von diesen beiden dieser unbedingte Unterschied, bedingt dadurch, dass die Darstellung mit dem Dargestellten in innerer Verwandtschaft zu stehen hat:

- Für das Bleibende und Feststehende und durch die Vernunft Erkennbare wird auch dessen Darstellung die Eigenheit des Bleibenden und Unumstößlichen an sich tragen; sie darf – soweit überhaupt bei Worten einer Sprachen von Unwiderlegbarkeit und Unwandelbarkeit die Rede sein kann – es daran in keiner Weise fehlen lassen.
- Dagegen wird die Darstellung des dem Muster – diesem Bleibenden und Unumstößlichen – eben nur Nachgebildeten – also des bloßen Abbilds – die Eigenheit des Wahrscheinlichen und des der Eigenart dieses Abbilds Entsprechenden tragen.

Wie zum Werden das Sein, so verhält sich demnach zur Wahrscheinlichkeit die Wahrheit.

Zahlreich sind die Erörterungen, die von früheren Denkern über die Götter und – damit zusammenhängend – über die Entstehung des Weltalls uns bereits vorliegen. Daher – so räumt Pláton hier ein – darf man sich nicht wundern, wenn es sich herausstellen sollte, dass er vielleicht außerstande ist, eine in jeder Beziehung mit sich selber übereinstimmende und genau zutreffende Darstellung zu geben; vielmehr muss es bereits genügen, dass *seine*

Darstellung es an Wahrscheinlichkeit mit *jeder anderen* aufnehmen kann. Denn man darf nicht vergessen, dass wir alle – Pláton wie auch Ihr, die Ihr hier seine Richter seid – nur Menschen sind; indem Ihr nun über diese Dinge etwas Ausgedachtes, das auf Wahrscheinlichkeit Anspruch hat, zu hören erhaltet, so könnt Ihr damit zufrieden sein und dürft nichts weiter von Pláton verlangen!

Hermokrátes: Sehr richtig mein Timaíos! Und Deiner Mahnung ist unbedingt zu entsprechen!

Und nach dieser Einleitungs-Melodie, die wir von Dir erhalten haben, lass' nun die ihr in Harmonie gleichende Haupt-Melodie erklingen!

Timaíos: Dann werd' ich nun Pláton's Begründung für den Grund, der den Hersteller veranlasst hat, dieses Weltgebäude – diese Stätte des Werdens – zusammenzufügen, nach bestem Wissen und Gewissen wiedergeben.

Der Hersteller – der Demiurg, der Gott – ist voller Güte. Wer aber gut ist, für den gibt es niemals und nirgends einen Grund zum Neid: Völlig unberührt von jeglicher Art von Neid wollte er, dass alles von ihm Erstellte ihm selber so ähnlich wie möglich ist. Darin also nach der Lehre einsichtiger Männer den eigentlichen und am meisten durchschlagenden Grund des Werdens und des Weltalls zu erkennen, das dürfte wohl das Richtigste sein.

Denn der Gott – dieser Hersteller – wollte, dass Alles möglichst gut, nichts aber schlecht ist; deswegen führte er den Bereich des Sichtbaren, den er nicht im Zustand der Ruhe, sondern in der an kein Maß und keine Regel gebundenen Bewegung übernahm, aus der Unordnung zur Ordnung über.

Nun stand es aber von jeher, wie noch jetzt, dem Besten nicht zu, irgend etwas Anderes zu vollbringen als das Schönste. Indem er also die Sache erwog, fand er, dass unter den ihrer Beschaffenheit nach sichtbaren Dingen – Ganzes gegen Ganzes gestellt – nichts Vernunftloses jemals schöner sein wird als etwas Vernunftbegabtes, wie auch, dass ohne Psyché keinem Wesen Vernunft beiwohnen kann.

Von diesen Erwägungen geleitet, fügte er das Weltall in der Weise zusammen, dass er der Psyché die Vernunft und die Psyché sodann dem Soma beigesellte, um dadurch ein Werk zu vollbringen, dem an natürlicher Schönheit und Trefflichkeit nichts gleichkommt. Daher haben wir – da es sich hier lediglich um eine wahrscheinliche Darstellung handelt – allen Grund, um festzuhalten, dass dieses Weltall ein mit Psyché versehenes und zudem ein tatsächlich vernünftiges Geschöpf ist, entstanden durch die Vorsehung des Gottes.

Da dies nun seine Richtigkeit hat, so muss sodann die sich daraus ergebende Frage erörtert werden, welchem lebenden Wesen dieses vom Hersteller erstellte Werk ähnlich ist. Nicht zulässig ist es, dazu irgendeine Art von Einzelwesen anzugeben; denn was dem Unvollkommenen gleicht, das kann auf keinen Fall schön sein. Wohl aber darf man dieses lebende Wesen als Demjenigen ähnlich setzen, von dem alle Geschöpfe – somit: alle anderen Dinge einschließlich der Lebewesen – nur Teile sind, im Einzelnen sowie auch als Gattung genommen. Dieses lebende Wesen umfasst in sich nämlich alle von der Vernunft erkennbaren Wesen, genau so, wie unser Weltall uns und alle ande-

ren sichtbaren Geschöpfe umfasst. Denn Gottes Wille war es, das Weltall dem Schönsten und in jeder Beziehung Vollkommenen unter allem, was die Vernunft sich ausdenken kann, so ähnlich wie möglich zu machen.

Und so bildete er das *Weltall* als *ein einziges* sichtbares *lebendes Wesen*, das *alle* ihm von der Beschaffenheit verwandten Geschöpfe in sich schließt.

Sprechen wir also mit Recht nur von *einem* Weltall, oder wär' es richtiger, von einer *großen*, ja, von einer *unendlichen* Anzahl von Weltgebäuden zu reden? Nein, *nur* von *einem* Weltall, da dieses ja nach dem Urbild geschaffen worden ist. Denn *dieses* Weltall, das *alle* denkbaren Geschöpfe umfasst, neben *dem* kann *kein zweites* seiner Art bestehen. Andernfalls müsste es nämlich noch ein weiteres – jene beiden lebenden Wesen umfassendes – lebendes Wesen geben, dessen Teile jene beiden wären; und das Weltall wäre dann – wie richtiger zu sagen wäre – nicht mehr dem Muster jener beiden, sondern jenem, das diese beiden umschließt, nachgebildet.

Dieses Weltall hier soll ja hinsichtlich der Einheit dem durchaus vollkommenen lebendigen Wesen ähnlich sein; und das ist der Grund, weshalb der Hersteller des Weltalls weder zwei noch unzählige Weltgebäude schuf, sondern nur dieses eine, dass es also nur dieses eine Weltall gibt, als ein entstandenes und ewig weiter bestehendes Weltall.

Körperlich also muss das *Gewordene* sein, somit *sichtbar* und *fühlbar*. Ohne Feuer aber kann niemals etwas sichtbar werden, und fühlbar nicht ohne etwas Festes, und fest nicht ohne Erde. Daher bildete Gott, als er mit dem Zusammenfügen des Weltkörpers begann, diesen aus *Feuer* und *Erde*.

Zwei so unterschiedliche Dinge aber lassen sich – für sich allein – nicht haltbar zusammenfügen; notwendig hierzu ist ein drittes, ein vermittelndes Band nämlich, das die Vereinigung beider überhaupt erst zustandebringen kann. Das schönste aller Bänder nun ist dasjenige, das die engste Vereinheitlichung des Bandes selbst mit den von ihm verbundenen Gegenständen herstellt; dies am besten zu bewirken, das vermag ihrem Wesen nach die Proportion.

Denn angenommen, von drei Zahlen – seien diese nun Produktzahlen oder Quadratzahlen – verhält sich die mittlere zur letzten so wie die erste zur mittleren, und desgleichen eben die letzte zur mittleren wie diese mittlere zur ersten; dann ergibt sich daraus, dass – wenn man die mittlere an die erste wie auch an die letzte Stelle, die erste sowie die letzte hingegen beide in die Mitte setzt, das Verhältnis immer genau das selbe bleibt. Bleiben sie nun so im selben Verhältnis zu einander, so bilden sie zusammen eine Einheit.

Hätte nun das Soma des Weltalls eine bloße Fläche werden sollen ohne Höhe, so hätte *ein* Mittelglied zur Vereinigung seiner selbst mit den beiden anderen Dingen ausgereicht. Nun solle dieses Soma jedoch körperhaft sein; und zur Vereinigung von körperhaften Dingen reicht *ein* Mittelding nie aus, sondern benötigt unbedingt *zwei* Mitteldinge.

So stellte Gott daher *Wasser* und *Luft* in die Mitte zwischen Feuer und Erde; und er stellte unter ihnen die Proportion in möglichster Genauigkeit her, sodass daher, wie sich Feuer zu Luft, so auch Luft zu Wasser verhält, und

wie Luft zu Wasser, so Wasser zu Erde. Auf diese Weise wurde das Soma des Weltalls aus diesen so gearteten – und quantitativ eine Vierzahl bildenden – Grundstoffen nach Maßgabe einer Proportion in sich zusammenstimmend erschaffen; und aus diesem Zusammenstimmen rührt auch ihr einander zugewandter Zusammenhang her: In sich und eng mit einander vereint, kann er durch keine andere Kraft aufgelöst werden als durch den Willen des Herstellers selbst.

Von diesen Vier Großen Grundstoffen wurde bei der Herstellung des Weltalls jedes einzelne in vollem Umfang verwendet; denn aus sämtlichem Feuer, aus sämtlicher Luft, aus sämtlichem Wasser und aus sämtlicher Erde erstellte sie ihr Hersteller, ohne irgendeinen Teil von ihr oder irgendeiner ihrer Kräfte ungenutzt zu lassen. Dabei wurde er von folgender Absicht geleitet:

(1) Das Weltall soll ein *möglichst vollkommenes* Geschöpf sein, bestehend aus lauter vollkommenen – d.h.: nicht lückenhaft gelassenen – Teilen.

(2) Das Weltall soll ein *einziges* sein, weshalb nichts übrig gelassen werden darf, woraus ein anderes – oder gar gleichartiges – entstehen könnte.

(3) Es sollte von Alter und Krankheit unberührt bleiben; denn der Hersteller sagte sich, dass bei einem zusammengesetzten – und daher bei äußeren Einwirkungen dem Zerfallen ausgesetzten – Soma sich bei der Anwesenheit von Grundstoffen außerhalb von ihm

(a) dort Hitze wie auch Kälte und überhaupt alle möglichen stark wirkenden Kräfte sammeln Kräfte sammeln können,

(b) zur für das Weltall ungelegenen Zeit auf dieses einwirken können,

(c) es aus den Fugen bringen können,

(d) es mit Alter und Krankheit schlagen können, und

(e) es so dem Untergang preisgeben können.

Aus diesem Grund – und geleitet von dieser Erwägung – bildete der Hersteller das Weltall als *ein* lebendes Wesen, als ein *einziges Ganzes*, ein aus lauter in sich vollständigen Teilen bestehendes, als ein vollkommenes, als ein von Alter und Krankheit unberührtes ganzes Lebewesen.

Zudem gab er ihm eine Gestalt, die seinem Wesen durchaus entspricht, da diese Gestalt von verwandter Beschaffenheit mit dem Wesen dieses lebenden Wesens ist: Demjenigen Geschöpf, das alle anderen Geschöpfe in sich fassen soll, dürfte wohl diejenige Gestalt richtiggehend angemessen sein, die alle anderen Gestalten in sich fasst. Daher erstellte er diese Gestalt durch Drehung kugelförmig, mit allseitigem Abstand von der Mitte aus hin zur abschließenden Oberfläche, somit überall gleichmäßig gerundet, und gab dem Weltall somit diejenige Gestalt, die von allen Formen die vollkommenste und am meisten sich selbst gleich ist; denn er war davon überzeugt, dass das Gleiche tausendmal schöner ist als das Ungleiche.

Auch auf der Außenseite glättete er die Gestalt des Weltalls dann aus vielerlei Gründen kugelförmig ab:

- Das Weltall bedurfte keiner Augen; denn außerhalb seiner gab es ja nichts Sichtbares.

- Das Weltall bedurfte keiner Ohren; denn außerhalb seiner gab es ja nichts

Hörbares.

- Das Weltall bedurfte keiner Nase; denn außerhalb seiner gab es ja keine Luft, die ein Einatmen sinnvoll gemacht hätte.

- Das Weltall bedurfte keiner Werkzeuge zum Verzehren sowie zum Ausscheiden von Nahrung; denn außerhalb seiner gab es keine Nahrung, die hätte eingenommen werden können; und nach außen durfte auch nichts an Verdautem entleert werden, weil dies der Vollkommenheit des Weltalls abträglich gewesen wäre: Es sonderte sich nichts von dieser Gestalt ab, wie auch nichts ihr mehr hinzugefügt werden kann. Vermöge der kunstvollen Gestaltung des Weltalls machte dieses seine eigene Zusammensetzung zur Quelle seiner eigenen Nahrung; und all sein Tun und Leiden vollzieht sich ausschließlich in ihm selbst und durch sich selbst. Denn Selbstgenügsamkeit – so meinte der Hersteller – ist weit besser für den Soma des Weltganzen als eine auf Andere angewiesene Bedürftigkeit.

- Was zudem die Hände betrifft, so lag für sie kein Bedürfnis vor, mit ihnen irgendetwas zu ergreifen oder irgendetwas von sich abzuwehren; der Hersteller glaubte daher, sie ihm nicht zwecklos beilegen zu sollen.

- Ebenso glaubte er auch, ihm nicht zwecklos irgendwelche Füße oder sonstige Mittel zur Fortbewegung beilegen zu sollen; denn er verlieh diesem Soma des Weltalls diejenige Bewegung, die ihm als die ihm eigene entsprach, nämlich: von den sieben Bewegungsarten jene, die ihrem Wesen nach der Vernunft und Einsicht am nächsten steht. So gab er diesem Soma des Weltganzen eine völlig gleichartige Bewegung um ihre eigene Achse in Kreisform, wobei diese sich allezeit an des selben Stelle im Raum vollzieht; die anderen sechs Bewegungsarten aber hielt er von ihr fern und ließ sie nicht an solchem Irrwandel teilnehmen. Zu dieser vollendeten Kreisbewegung bedurfte das Soma keiner Füße und Schenkel: Ohne sie erstellte er daher diesen Soma.

Dieser ganze wohlerwogene Plan, den der von Ewigkeit her seiende Gott für die Schöpfung des Gottes, der nun ins Leben treten sollte – des Weltalls, das aus Soma und Psyché zusammengesetzt und wegen seiner Vollkommenheit ein erschaffener Gott ist – entwarf, brachte es mit sich, dass das Soma des Weltalls glatt und eben war und dass seine Oberfläche allseits gleich weit vom Mittelpunkt abstand, sowie, dass dieses Soma ein in sich geschlossenes Ganzes bildet und – weil es selber vollkommen ist – daher auch aus vollkommenen Teilen bestand. Der Psyché gab er ihren Sitz in der Mitte des Weltalls, streckte sie sodann durch den ganzen Soma des Weltalls und umhüllte diesen zudem mit ihr.

In kreisförmigem Umschwung sich drehend, wurde der so erstellte Gott erstellt als das eine und ganz auf sich bezogene Weltall; denn es war durch seine Trefflichkeit imstande, niemand Anderen zu bedürfen, sondern – weil mit sich selbst bekannt und befreundet – mit sich selbst allein auszukommen. Durch Spendung aller dieser Vorzüge erschuf der Hersteller ihn solcherart zu einem seligen Gott.

Zwar folgt *in Pláton's Darstellung* die Erschaffung des Psyché *nach* der Darstellung der Erschaffung des Somas; aber dies ist *nicht* so zu verstehen,

als hätte auch der Gott – der Hersteller – sie erst nach dem Soma erschaffen. Denn nie und nimmer hätt' er bei deren Zusammenfügung geduldet, dass das Ältere von dem Jüngeren beherrscht wird. Vielmehr ist es Pláton, der sich – abhängig von Zufall und Unbedachtem – in seinen Reden davon leiten lässt.

Der Hersteller hingegen räumte der Psyché, was Ursprung und Trefflichkeit betrifft, unbedingt den früheren Platz und zudem auch den höheren Rang ein; und er erstellte sie als künftige Gebieterin und Herrin aus folgenden Bestandteilen auf folgende Weise: Aus dem *Selbigen* – d.h.: aus dem unkörperlichen und daher unteilbaren und unveränderlichen und somit immer gleichen Seienden – und aus dem *Anderen* – d.h.: aus den körperlichen und daher teilbaren und veränderlichen und somit nie gleichbleibenden Dingen – stellte er durch Mischung eine mittlere Art von Bestehendem her, die *Wesenheit*: Diese dritte Art hat – neben dem Selbigen und dem Anderen – durchaus ihre eigene Beschaffenheit; und sie ist ein Mittleres zwischen dem unkörperlich Unteilbaren und dem körperlich Teilbaren.

Dann nahm der Hersteller alle drei und mischte sie zu einer einzigen Form zusammen, indem er die der Mischung widerstrebende Beschaffenheit des Anderen gewaltsam mit dem Selbigen vereinigte. Indem er das Selbige mit dem Anderen so unter Hinzutritt der Wesenheit mischte und aus den Dreien Eines machte, teilte er wiederum dieses Ganze in so viele Teile, wie erforderlich waren; und dabei war jeder Teil gemischt aus dem Selbigen, dem Anderen, und der Wesenheit.

Mit der Teilung verfuhr er dabei wie folgt:

- Als erstes nahm er einen kleineren Teil vom Ganzen weg.
- Als zweites nahm er das Doppelte des ersten Teils vom Ganzen weg.
- Als drittes nahm er das Dreifache des ersten – und somit das Anderthalbfache des zweiten – Teils vom Ganzen weg.
- Als viertes nahm er das Vierfache des ersten – und somit das Doppelte des zweiten – Teils vom Ganzen weg.
- Als fünftes nahm er das Achtfache des ersten – und somit das Doppelte des vierten – Teils vom Ganzen weg.
- Als sechstes nahm er das Neunfache des ersten – und somit das Dreifache des dritten – Teils vom Ganzen weg.
- Als siebtes nahm er das Siebenundzwanzigfache des ersten – und somit das Dreifache des fünften – Teils vom Ganzen weg.

Hierauf füllte er sowohl die zweifachen als auch die dreifachen Zwischenräume aus, indem er noch weitere Teile von dem Ganzen abschnitt und sie in die Mitte von ihnen setzte; dadurch erhielt jeder Zwischenraum zwei Mittelglieder, von denen jeweils das erste das eine der äußeren Glieder in dem selben Verhältnis überragt, in dem es hinter dem zweiten zurückblieb, nämlich um den gleichen Bruchteil jedes der beiden äußeren Glieder, und das zweite dabei das erste um die gleiche Zahl überragte, in dem es hinter dem anderen äußeren Glied zurückblieb. Da nun jedoch durch dieses Gliederband in den ursprünglichen Zwischenräumen neue Zwischenräume von $3/2$, $4/3$ und $9/8$ entstanden waren, deswegen füllte er mit dem Zwischenraum von $9/8$ alle

Zwischenräume von $4/3$ aus und ließ so in einem jeden von ihnen einen kleinen Teil als weiteren Zwischenraum übrig; dessen Grenzglieder stehen in dem Zahlenverhältnis von 256 zu 243. Und damit war dann die Mischung, von der alle diese Teile abgeschnitten worden waren, gänzlich aufgebraucht.

Daraufhin spaltete er dieses ganze Gefüge der Länge nach in zwei Hälften, schlang beide Hälften in der Gestalt des Buchstabens „X“ – nach links gedreht, bis der dickere Balken waagrecht ist – zusammen; und er wand sodann aus jeden der Linien einen Kreis. Auf diese Weise trafen dann beide Strecken mit ihren Enden der Mitte gegenüber mit sich selbst zusammen; und zugleich trafen auch beide Kreise an beiden Stellen miteinander zusammen.

Beiden Kreisen gab er die gleichförmige und sich im gleichen Rauminhalt – in diesem Volumen des Weltalls – sich vollziehende Bewegung des Kreisumschwungs.

Den einen dieser Kreise machte er zum äußeren, und den anderen zum inneren Kreis. Der Bewegung des äußeren Kreises gab er den Namen von der *Beschaffenheit des Selbigen*; und der des inneren verlieh er den Namen von der *Beschaffenheit des Anderen*. Den Kreis des Selbigen ließ sich er nach rechts und den des Anderen hingegen schräg dagegen sich nach links bewegen. Die Herrschaft jedoch verlieh er dem Umschwung des Selbigen und Gleichen; und diese Umdrehung allein ließ er ungeteilt. Den Umschwung des Anderen – des inneren Kreises – hingegen spaltete er sechsmal zu sieben ungleichen Kreisen, jeden nach den – vorhin beschriebenen – doppelten und dreifachen Intervallen, je drei von jeder der beiden Arten. So ließ er die Kreise nach entgegengesetzten Richtungen gehen. Was dabei deren Geschwindigkeiten betrifft, so gab er dreien die selbe, den anderen vieren hingegen jeweils eine von dieser wie auch unter sich verschiedenen Geschwindigkeit, diese aber nach einem festen Verhältnis.

Nachdem nun der Hersteller das ganze Gefüge der Seele nach Wunsch vollendet hatte, gab er innerhalb dieses Gefüges Allem, was körperlich ist, dessen Gestaltung, und dies so, dass er von der Mitte aus das Eine in das Andere fügte. Die Psyché, die von der Mitte aus allseitig das ganze Weltall bis zu den Enden des Himmels durchdringt und von außen ringsum umhüllt, hatte dabei ihren Umschwung in sich selbst; und sie machte auf solche Weise den göttlichen Anfang zu einem unvergänglichen und vernunftgemäßen Leben für alle Ewigkeit.

So wurde demnach das Soma des Weltalls als sichtbar hergestellt, wogegen die Psyché unsichtbar war. Dabei hatte die Psyché Anteil an der Vernunft und am Einklang, an der Harmonie; denn sie war durch das Beste unter den nur denkbaren ewigen Dingen zum Besten unter allem Gewordenen geworden.

Nun ist die Psyché als Mischung aus jenen drei Bestandteilen – dem Selbigen, dem Anderen, und der Wesenheit – entstanden und ist daher nach den entsprechenden Verhältnissen geteilt und verbunden; und da sie sich um sich selbst im Kreis herumdreht, daher gibt sie – sobald sie mit irgendeinem Stück des Aufteilbaren sowie des Unaufteilbaren in Berührung kommt – sich über

alle da bestehenden Eigenschaften und Beziehungen Auskunft. Denn sie bewegt sich ja mit ihrem ganzen Selbst unentwegt um sich selbst; dadurch nun erfasst sie und berichtet sie sich, mit was der von ihr bei dieser Bewegung berührte Gegenstand gleichartig und wovon er verschieden ist, sowie auch, in Beziehung wozu und wie und wo und wann er sich zu jeglichem Werdenden und zu dem immerdar Gleichbleibenden in seiner jeweiligen veränderlichen oder hingegen unveränderlichen Beschaffenheit verhält.

Diese Auskunft bildet sich in dem durch sich selbst Bewegten ohne Schall und Laut und nimmt dabei an der Bewegung dieses Durch-sich-selbst-Bewegten teil. Wenn sich diese Auskunft auf das sinnlich Wahrgenommene bezieht und der Kreis des Anderen, dabei durch keine Unordnung gestört, dies der gesamten Psyché mitteilt, dann entstehen in ihr Meinungen und Annahmen, die wahr und zudem sicher sind. Bezieht sich diese Auskunft hingegen ausschließlich auf das durch das Denken Erkennbare, und ist es der ebenmäßig laufende Kreis des Selbigen, der das so Erkannte der Psyché mitteilt, dann ist Vernunfteseinsicht und Wissenschaft das unabdingbare Ergebnis.

Sollte nun jemand behaupten, dasjenige, in dem diese beiden Arten von Erkenntnissen entstehen, sei etwas Anderes als die Psyché, so würd' er alles eher als die Wahrheit sagen.

Als nun der herstellende Vater dieses Abbild des Ewigen betrachtete und es von Bewegung und Leben erfüllt sah, freute er sich; und diese Freude wurde ihm zum Antrieb, dieses Abbild – diesen von ihm geschaffenen Gott – dem Urbild noch ähnlicher zu gestalten. Denn so, wie das Urbild ein unvergängliches lebendiges Wesen ist, so wollte er nun auch die Sinnenwelt im Rahmen des Möglichen zu einem solchen unvergänglichen Lebewesen machen. Nun ist die Beschaffenheit jenes lebendigen Urbilds eine ewige; dies auf das Gewordene vollständig zu übertragen, das war außerhalb des Bereichs des Möglichen. Aber er beschloss, ein – auf das Entstehen–Vergehen bezogenes – *bewegtes Abbild des Ewigen* herzustellen.

Daher erschuf er gleichzeitig mit der Ordnung des Weltalls ein – nach Zahlen fortschreitendes – Abbild der in Einheit beharrenden Ewigkeit, nämlich ein Abbild, dem wir den Namen „Zeit“ gegeben haben: Tage und Nächte sowie Monate und auch Jahre, die es vor der Herstellung des Himmels nicht gab, sie ließ er nun – zusammen mit dem Bau des Ganzen – entstehen.

Denn dies alles sind Teile der Zeit; und das *War* und *Wird-Sein* sind gewordene sowie noch-werdende Ausformungen der Zeit, die wir – uns dabei selbst täuschend – irrigerweise auf das Vergängliche beziehen. Denn wir sagen von ihm „Es war“ und „Es ist“ und „Es wird sein“, während ihm tatsächlich nur die Beschreibung „Es ist“ zukommt; hingegen darf man die Beschreibungen „Es war“ und „Es wird sein“ von Rechts wegen nur auf das zeitlich fortschreitende Werden anwenden, weil sie beide Bewegungen sind.

Dem ewig unbeweglich Sich-Gleichbleibenden kommt es nicht zu, in der Zeit älter oder hingegen jünger zu werden, und auch nicht, geworden zu sein oder jetzt zu werden oder in der Zukunft zu werden: Nichts hat es zu tun mit alledem, womit die in Bewegung befindlichen Gegenstände der sinnlichen

Wahrnehmung wegen ihres beständigen Entstehens–Vergehens behaftet sind; vielmehr sind dies alles nur Ausformungen der die Ewigkeit nachahmenden und sich nach der Zahl im Kreis bewegenden Zeit. Richtigerweise ist daher, das Wort „ist“ verwendend, so zu reden: „Das Gewordene *ist* geworden“, und: „Das Werdende *ist* werdend“, und: „Das Künftige *ist* künftig“, wie auch: „Das Nicht-Seiende *ist* nicht seiend“.

Das alles sind ungenaue Bezeichnungen und Beschreibungen; doch ist es – so schreibt Pláton bei der Abfassung seiner Schrift hier – jetzt nicht an der Zeit, darüber die völlig genauen Bestimmungen zu geben.

So entstand – zugleich mit dem Weltall – auch die Zeit; und da beide zugleich und auf einander bezogen hergestellt wurden, würden sie sich auch gleichzeitig wieder auflösen, käm' es jemals zu deren Auflösung. Das Urbild für sie jedoch war die eigentliche Ewigkeit: Diesem sollte das Weltall so ähnlich wie nur eben möglich werden; denn dem Urbild kommt ein unbedingt ewiges Sein zu, wogegen das Abbild von der Art ist, dass es die ganze Zeit hindurch geworden–bestehend–sein-werdend ist.

Diese Absicht und solche Erwägung des ungeschaffenen Gottes lag der Entstehung der Zeit zugrunde; und damit diese Zeit entsteht, wurden – im Weltall und aus seinen Teilen – jene Gestirne hergestellt, die den Namen „Wandelsterne“ tragen, nämlich: Sonne, Mond, und die fünf weiteren Sterne, zur Bewahrung der Zeitmaße und zur Unterscheidung der Zeiteinheiten.

Und nachdem er das Soma eines jeden dieser sieben Sterne der Reihe nach hergestellt hatte, setzte er sie in die sieben kreisförmigen Hüllen, in denen die Umschwünge des Anderen verlaufen:

- den Mond in die der Erde nächstgelegene Hülle,
- die Sonne in die zweite Hülle oberhalb der Erde,
- den Morgenstern, der sich mit gleicher Schnelligkeit wie die Sonne bewegt, aber – zuweilen – eine ihr entgegengesetzte Richtung einschlägt, in die darauffolgende Hülle,
- den nach dem Götterboten benannten und diesem geweihten Stern, der sich ebenfalls mit gleicher Schnelligkeit wie die Sonne bewegt, jedoch – zuweilen – eine ihr entgegengesetzte Richtung einschlägt, in die nächste Hülle, weshalb sich zwischen diesen Dreien ein gleichmäßiger Wechsel gegenseitigen Einholens und Eingeholtwerdens vollzieht, und
- die drei übrigen Wandelsterne in die drei sich nach außen hin anschließenden Hüllen des inneren Kreises; doch lässt sich für diese hier nicht für jeden der Platz, den ihm der Hersteller zuwies, nebst den Gründen dafür angeben:

Diese hier nur beiläufige Sache würde nämlich – so schreibt Pláton bei der Abfassung seiner Schrift hier – in ihrer Ausführung einen Umfang beanspruchen, der in keinem rechten Verhältnis zu der von ihm hier ins Auge gefassten Hauptsache stünde; dies wäre somit eine Sache, die vielleicht später einmal, wenn dafür genügend Zeit zur Verfügung steht, eine ihrer Wichtigkeit entsprechende Behandlung finden kann.

Nun hatte also jeder dieser – zur Entstehung der Zeit beitragende – Wan-

delstern die ihm zukommende Bewegung erhalten und war dabei durch Bänder der Psyché, die seinem Soma den festen inneren Zusammenhalt gaben, zu einem *über-irdischen* lebenden Wesen geworden; und da nun ein jedes von ihnen seine ihm zuge dachte Aufgabe richtig begriffen hatte, bewegten sich innerhalb der Bewegung des Anderen – die sich schräg durch die des Selbigen zog und die von der des Selbigen beherrscht wurde – die einen in größeren und die anderen in kleineren Kreisen, und dabei schneller die in den kleineren und langsamer die in den größeren Kreisen.

So ergibt es sich dabei, dass durch den Umschwung des Selbigen die am schnellsten umlaufenden Wandelsterne von den langsamer umlaufenden überholt zu werden scheinen, während sie doch tatsächlich die überholenden sind. Denn dieser Umschwung gibt allen Umläufen der Wandelsterne infolge der zweifachen und entgegengesetzt verlaufenden Bewegung eine spiralförmige Bahn; und so ergibt es sich, dass derjenige Wandelstern, der sich der Richtung des – von allen Umschwüngen sich am schnellsten vollziehenden – Hauptumschwungs am langsamsten entgegengesetzt, als der diesem Hauptumschwung an Schnelligkeit nächste erscheint.

Damit nun jedoch die Vorgänge bei den acht Umläufen in einem Lichtglanz sichtbar werden und dadurch ein deutliches Maß für das gegenseitige Verhältnis von Langsamkeit und Schnelligkeit erscheint, zündete der Gott in der – von der Erde ab gerechnet – zweiten Hülle ein Licht an; dieses wird jetzt von uns „Sonne“ genannt. Dieses Licht war dazu bestimmt, so weit wie möglich durch das ganze Weltall zu scheinen; und alle die Lebewesen, die dieses Licht für ihr Leben benötigten, sollten dadurch ein Maß erhalten, das sie vom Umschwung des Selbigen und Gleichförmigen erschließen und erlernen können.

In dieser Weise und aus diesen Gründen entstanden:

- Tag und Nacht, aus welchen der Umlauf besteht, der dem gleichförmigen vernunftgemäßen Umlauf am meisten entspricht, sodann
- der Monat, wenn der Mond seinen Kreislauf vollendet und die Sonne eingeholt hat, und
- das Jahr, wenn die Sonne ihren Kreis durchwandert hat.

Den Umläufen der anderen Wandelsterne haben die Menschen – abgesehen von ganz wenigen unter den vielen – keine Aufmerksamkeit geschenkt. Daher haben sie weder Namen für sie noch aus der Beobachtung gewonnene Maße für ihr gegenseitiges Verhältnis; ja, sie haben überhaupt keine Ahnung davon, dass auch deren – unübersehbar viele und wunderbar verschlungene – Wanderungen nach der Zeit abgemessen sind.

Aber es ist ja möglich, die Einsicht zu gewinnen, dass die *vollkommene Zeitzahl* das *vollkommene Jahr* erst *dann* zum Abschluss bringt, sowie *alle acht Umläufe* nach Durchwanderung ihrer Bahnen gemäß ihrer gegenseitigen Geschwindigkeitsverhältnisse *zugleich* wieder *an ihrem Ausgangsort angelangt* sind, dies gemessen am Kreis des Selbigen, des – sich gleichförmig umschwingenden – Selbigen.

Auf diese Art und aus diesem Grund wurden alle diese Gestirne, die am

Himmel in Wendungen umherwandern, geschaffen; denn dadurch wird dieses Weltall der vollkommenen und lebendigen Geisteswelt – in jener Nachahmung ihrer von Ewigkeit her bestehenden Beschaffenheit – so weit wie möglich ähnlich.

Die Erstellung des Grundbestands des Weltalls unter Einschluss der Zeit war somit in der Nachahmung des Urbilds vollendet. Aber in dieser einen Hinsicht war die Ähnlichkeit noch nicht erreicht: Es waren noch nicht alle lebenden Wesen, die dem Weltall zukamen, in diesem Weltall entstanden. Daher machte der Hersteller sich nun daran, diesen Mangel auszugleichen, indem er sie nach dem ewigen Muster herstellte: So viele und so vielfältige Formen des Lebendigen der denkende Geist in der lebendigen Geisteswelt als ihr zugehörige erblickt, so viele und so vielfältige sollte nach seinem Willen auch der von ihm nun erschaffene Gott – das Weltall – erhalten. Es sind deren aber vier:

- erstens das himmlische Geschlecht der Götter,
- zweitens das geflügelte und die Lüfte durchkreuzende Geschlecht,
- drittens das Geschlecht der Wassertiere, und
- viertens das Geschlecht der auf den Füßen wandelnden Landtiere.

Das *Göttliche* erstellte der Hersteller größtenteils aus Feuer, damit es so glänzend und so schön anzuschauen ist wie Gold. Er verlieh ihm in Angleichung an das Weltganze eine wohlgerundete Gestalt; und er wies ihm seinen Ort in der Umhüllung des Weltalls – in der *Hülle der alles beherrschenden Einsicht* – als deren Begleiter an, indem er es ringsum am ganzen Himmelsrand verteilte, zum wahrhaften und echten Schmuck für diesen, gleich einer glänzenden Stickerei über das Ganze gebreitet.

Und von den Bewegungen gab er jedem Sterne – dieser von den Wandelsternen verschiedenen Feststerne – zwei:

- die eine in dem Selbigen, damit sie stets das Selbe und Gleiche über das Jeweilige denken, und
- die zweite vorwärts, wobei sie aber auch da fest unter der Herrschaft des Selbigen und Gleichen stehen.

Von den anderen fünf Bewegungsarten aber ließ er sie frei und unberührt, damit jeder dieser Feststerne ein Bild höchster Vollkommenheit bietet.

Das also war der Grund für die Herstellung aller dieser göttlichen Wesen, die – allem Irrwandel und aller Vergänglichkeit entrückt – gleichmäßig in dem Selbigen sich umdrehend immerdar fest verharren. Die Wandelsterne dagegen, deren unsteter Lauf vorhin geschildert worden ist, haben einen anderen – eben ihnen entsprechenden – Ursprung.

Doch die Erdkugel – unsere Ernährerin – versetzte der Hersteller in die Mitte des Weltalls, geballt um die Dreh-Achse des Weltalls; dadurch wurde sie – als erste und älteste der göttlichen Somas innerhalb des Himmelsraums – zur Hüterin und Gestalterin von Tag und Nacht.

Hingegen die Schleifenbewegungen aller dieser göttlichen Somas und ihre Begegnungen, sodann die Umbeugungen ihrer Bahnen hin zu ihren jeweiligen Ausgangspunkten mit nachfolgendem Vorrücken, ferner, welche Sternen-

götter zu einander in Konjunktion und welche zu einander in Opposition treten, sowie, in welcher Reihenfolge und zu welchen Zeiten ein solcher Stern durch das Dazwischentreten eines anderen Sterns, von uns her gesehen, verfinstert wird, um bald danach wieder zu erscheinen, wodurch solches allen jenen, die zu einer Berechnung dieser Erscheinungen unfähig sind, als ein schreckhafte Vorzeichen künftigen Unheils gilt: das – so schreibt Pláton bei der Abfassung seiner Schrift hier – alles ohne anschauliche Nachbildungen darzustellen, das wäre verlorene Mühe; und deswegen verzichtet er hier auf eine solche Darstellung und erklärt die Erörterung über die Beschaffenheit der gewordenen sichtbaren Götter für abgeschlossen.

Nun auch noch – fährt Pláton fort – über die anderen götterartigen Wesen zu reden und ihre Entstehung zu erklären, das wär' ein vermessenes Unterfangen. Man hat hierzu vielmehr jenen Leuten Glauben zu schenken, die sich seit altersher darüber geäußert haben; denn sie behaupten ja, Nachkommen dieser Götter zu sein. Und so werden sie wohl auch ihre Vorfahren genau gekannt haben. Wie könnt' er – Pláton – daher den Nachkommen der Götter den Glauben versagen?! Auch wenn die Aussagen dieser Nachkommen keinen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit oder gar auf den Zwang eigentlicher Beweise haben, so muss er ihnen dennoch – angesichts des Umstands, dass sie sich auf ihre Verwandtschaft mit diesen Göttern berufen – den herkömmlichen Gepflogenheiten entsprechend Glauben entgegenbringen.

Folgendes mag – ihren Aussagen gemäß – über die Entstehung dieser Götter als gültig erachtet werden: Des Uranos und der Ge – dieser Erdgöttin – Kinder waren Phorkys, Kronos, Rhea, und wer sonst noch zu ihnen gehört; des Kronos und der Rhea Kinder waren sodann Zeys und Hera sowie alle, die als deren Geschwister und als deren Nachkommen gelten.

So waren denn nun sämtliche Götter vom Hersteller geschaffen: sowohl jene, die sichtbar am Umschwung des Himmels teilnehmen, als auch diese, die sich nur sehen lassen, wenn es ihnen beliebt.

Zu den Göttern des äußeren Umschwungs richtete der Hersteller sodann folgende Worte:

„Ihr Götter im obersten Bereich! Was Ich jetzt als Werkmeister und Vater erstellt habe, das ist vor jeder Zerstörung sicher, wenn *Ich* dies *will*. Zwar ist alles, was durch Verbindung entstanden ist, gemäß diesem Zusammenkommen wieder auflösbar; aber der Trieb, dieses Wohlgeformte und allen Anforderungen Entsprechende wieder aufzulösen, das ist nur einem Übelgesinnten zuzutrauen. Darum werdet ihr, nachdem ihr nun durch Mein Wirken entstanden seid, zwar nicht grundsätzlich unauflösbar und unsterblich sein, aber dennoch nie aufgelöst werden und daher nie dem Tod anheimfallen; denn Mein Wille ist für euch ein noch stärkeres und mächtigeres Band als jene Bänder, mit denen ihr bei eurer Entstehung zusammengefügt worden seid.

Und nun achtet aufmerksam auf das, wozu euch Meine Worte die Anweisung geben!

Denn noch sind drei Geschlechter von lebenden Wesen ungeschaffen. Solange diese aber nicht hergestellt worden sind, wird das Weltall in dieser

Hinsicht noch unvollkommen sein; denn in ihm würden dann nicht alle Arten von Lebewesen vorkommen, was aber der Fall sein muss, um in jeder Hinsicht vollkommen zu sein.

Wird nun dieser Vorgang der Herstellung sowie der Belebung des Hergestellten erneut durch Mich durchgeführt, so würden auch diese Erschaffenen dann euch Göttern gleichgestellt sein. Damit sie aber sterblich sind und das Weltall daher allumfassend wird, fällt nun euch als naturgemäße Aufgabe die Gestaltung solcher – dem Sterben unterworfenen – Lebewesen zu; doch auch dabei habt ihr, was die Art eures Wirkens betrifft, euch an das Vorbild zu halten, das Ich bei eurer eigenen Herstellung gegeben habe.

Und das betreffend, was an ihnen den Anspruch auf den gleichen Namen „Göttliches“ mit euch Nicht-Sterblichen hat und das jene von ihnen leitet, die stets bereit sind, der Gerechtigkeit zu folgen, dazu will Ich euch den Samen und die Anfänge der Gestaltung darbieten; sodann müsst *ihr*, indem ihr dem Nicht-Sterblichen das Sterbliche beifügt, solche Wesen herstellen und sie mit dem euch von Mir dargebotenen Nicht-Sterblichen beleben! Auch müsst ihr ihnen Nahrung und Wachstum zukommen lassen; und wenn sie später dahinschwanden, so müsst ihr sie wieder aufnehmen!“

So lauteten – wie Pláton berichtet, der dies wohl von seinem eigenen Gott berichtet erhalten hat und dem wir daher Glauben schenken müssen – die Worte des Herstellers, des Vaters.

Sodann goss er in den gleichen Mischkrug, in dem er durch jene Mischung die Psyché des Weltalls hergestellt hatte, die noch verbliebenen Reste jener drei Bestandteile; und er mischte sie in ziemlich ähnlicher Weise, aber nicht in der gleichen Reinheit, sondern nur in einem Verhältnis zweiten und dritten Grades. Danach zerteilte er diese Mischung in so viele Teile, wie sich am Himmelszelt Sterne befinden: Auf jeden dieser Sterne kam dadurch genau eine Psyché. In dieser Weise setzte er jede Psyché sozusagen auf einen Wagen.

Sodann eröffnete er ihnen den Blick in die Beschaffenheit des Weltalls und verkündigte ihnen die unabänderlichen Gesetze des Schicksals; danach erst sollte deren Geburt als Lebewesen erfolgen, und dies jeweils in der selben Gestalt, um dadurch jeden Gedanken an eine etwaige Benachteiligung, die durch ihn selber erfolgt sein könnte, vorzubeugen: Sowie sie daraufhin auf die Werkzeuge der Zeit – auf die jeder Psyché samt des ihr beizufügenden Soma sodann zukommende Phýsis, ihres Lebensbereichs – verpflanzt werden, müssten sie eigentlich durch und durch gottesfürchtige Lebewesen werden.

Damit keinerlei Benachteiligung entsteht, müsste jede Psyché am Anfang in das Soma der stärkeren Art der beiden menschlichen Gestalten – die wir jetzt mit „Mann“ bezeichnen – kraft der Notwendigkeit verpflanzt werden.

Bei einem solchen Soma erfolgt nun aber ein beständiger Zu- und Abfluss; daher würde sich

- erstens bei einem jeden solchen dem Sterben unterworfenen Lebewesen genau die selbe Form der Wahrnehmung – als die natürliche Form der sich ihm aufdrängenden Erregungen – herausbilden, zudem
- zweitens die Liebes-Leidenschaft, verbunden mit Lust und Leid, und

◦ drittens auch noch Furcht und Zorn sowie alles das, was damit in Zusammenhang steht oder sich davon als Gegensatz abgrenzt.

Behält ein Mann diesen Erregungen gegenüber die Oberhand, so führe dieser ein gerechtes Leben; lässt er sich hingegen von ihnen überwältigen, so werde sein Leben dadurch ungerecht. Wer die ihm angemessene Zeit seines Lebens tadellos durchlebt hat, der würde dann – wieder heimgekehrt zur Stätte des mit ihm gepaarten Sterns – von da ab zusammen mit diesem ein diesem ebenbürtiges und nicht endendes glückseliges Leben führen; wer es hingegen in seiner Lebensführung zu Fehlern hat kommen lassen, der müsse die zweite Geburt in der Beschaffenheit der Frau erhalten.

Und wer sich auch in dieser Gestalt noch nicht seiner Bösartigkeit entledigt hat, der müsse sich bei seiner nächsten Geburt in ein tierisches Wesen von solcher Beschaffenheit verwandeln, die der Art seiner vorangegangenen Schlechtigkeit, die er in sich hat entstehen lassen, eben entspricht.

Von diesem leidvollen Wechsel könne er nicht eher freikommen, als bis er – dem Umschwung des Selbigen und Gleichförmigen in sich selber folgend – der vielfachen Wirrnis, die auch dann noch weiterhin durch die Einflüsse von Feuer–Luft–Wasser–Erde als störende und vernunftlose Macht in ihn einströmen, durch vernünftige Einsicht Oberhand gewonnen hätte und dadurch schließlich wieder zu der Form seiner ersten und edelsten Beschaffenheit zurückgekehrt wäre.

So bestimmte der Hersteller dies alles gesetzmäßig für die dem Sterben unterworfenen Lebewesen, und dies zu dem Zweck, sich selbst von jeglicher Schuld an deren späteren Schlechtigkeiten frei zu halten.

Sodann verpflanzte er die einzelnen Psychén teils auf die Erde, teils auf den Mond, und teils auf weitere Werkzeuge der Zeit. Was aber nach dieser Verpflanzung noch weiter zu erfolgen hatte, das legte er in die Hände der jungen Götter, dieser Gotteskinder am Himmelszelt: Ein jedes von ihnen sollte für die ihm zugeteilte Psyché das sterbliche Soma formen und dabei auch alles das, was an der Ausformung der menschlichen Psyché noch zu erledigen war sowie alles damit Zusammenhängende, nunmehr erstellen; ein jedes von ihnen sollte dabei über das von ihm Hergestellte die Herrschaft führen und dabei seinem Menschengeschöpf so gut und so trefflich wie möglich die Wege bereiten, natürlich nur soweit, wie dieses Geschöpf dabei nicht selber an seinem Unglück schuld ist.

Nachdem der Gott und Hersteller auf diese Weise alles fest angeordnet hatte, hielt er von den weiteren Betätigungen des Herstellens Abstand und verharrte von da ab in der seinem Wesen angemessenen Sinnesart, somit in vollendeter Ruhe.

Seine Kinder jedoch, voll Verständnis für die Weisungen des Vaters, führten diese umgehend so aus: Nachdem ein jeder von diesen Gotteskindern den nicht-sterblichen Keim zur Erstellung des sterblichen Wesens in Empfang genommen hatte, entnahm es – so das Werk seines eigenen Herstellers nachahmend – aus dem Weltall Teile von Feuer–Luft–Wasser–Erde als künftig dem Weltall wieder zu erstattendes Darlehen, und fügte diese vier Stücke –

sie gleichsam verschmelzend – zu inniger Einheit zusammen, wenngleich nicht unter Zuhilfenahme jenes unauflöslichen Bandes, das ihm selber den festen Zusammenhalt verleiht, sondern mittels vieler ganz kleiner Stifte, viel zu klein, als dass das menschliche Auge sie wahrnehmen könnte. So formte ein jedes dieser Gotteskinder aus den jeweiligen vier Bestandteilen jedes einzelne Soma; und in das Innere dieses – in unentwegten Zustand des Ein- und Ausströmens befindlichen – Somas pflanzte es die diesem zugeordnete nicht-sterbliche Psyché samt ihrer Umschwünge zu vorläufig-fester Verbindung mit ihm.

Diese Psyché, die nun derart an die starken Strömungen des Somas gefesselt ist, vermochte zunächst weder zur Herrschaft über das Soma zu gelangen, noch war sie gewillt, sich diesem unterzuordnen; daher lagen die beiderseitigen Bewegungen miteinander in stetem gewaltsamen Kampf.

So war zwar das ganze Geschöpf stets in schwacher oder auch in heftiger Bewegung; denn es war dabei – weil ohne Regel und Einsicht – dem bloßen Zufall preisgegeben. Ihm standen nun doch alle sechs Richtungen der Bewegung zur Verfügung, nämlich: nicht nur nach vorne und hinten, sondern auch nach rechts und links sowie nach oben und unten. So bewegte sich dieses von seinem Stern fertiggestelltes irdisches Geschöpf in allen sechs Richtungen allerseits unbeständig hin und her. Denn war bereits die sich über es ergießende und wieder abfließende Flut, die sein Ernähren mit sich brachte, groß und heftig, so waren noch erheblich stärker die Erschütterungen, die durch äußere Vorgänge immer wieder herbeigeführt wurden, wenn nämlich sein Soma:

- mit einem – von außen auf ihn eintreffenden – fremdartigen festen Erdklumpen, oder
- mit einem – von außen auf ihn eintreffenden – fremdartigen gleitenden und ihm jeden festen Halt raubenden Wasser, oder
- mit einer – von außen auf ihn eintreffenden – fremdartigen Luft, indem dieses Soma dabei von einem Wirbel der durch die Luft bewegten Winde erfasst wird, oder
- mit einem – von außen auf ihn eintreffenden – fremdartigen Feuer zusammengeriet,

und wenn die durch alles Derartige veranlassten Bewegungen ihren Weg durch das Soma hindurch zur Psyché fanden und sich ihr mitteilten. Davon haben diese Bewegungen ihren Namen erhalten und werden auch jetzt noch „Wahrnehmungen“ genannt.

Auch damals schon erzeugten diese für den Augenblick ihres Eintreffens im Soma darin die stärksten und heftigsten Bewegungen. Indem sie solcherart im Verbund mit der ohnehin unaufhörlich rinnenden Strömung die Umläufe der Psyché störten und diese zudem in heftige Erschütterungen versetzten, hemmten sie den Lauf des Selbigen durch ihre ihm entgegengesetzte Strömung vollständig und widersetzten sich dadurch seiner Herrschaft und seinem Weiterwirken. Sie versetzten zudem auch den Umlauf des Anderen in Verwirrung, und dies dergestalt, dass sie die jeweils drei Zwischenräume des Zweifachen und des Dreifachen und dabei vor allem die Mittel- und Binde-

glieder des anderthalbfachen, des Vierdrittelfachen, sowie des Neunachtelfachen – wiewohl deren völlige Auflösung nur dem Urheber ihrer Verbindung möglich war – immerhin durch deren Dehnung und Lockerung allen möglichen Schwankungen preisgaben und solcherart in denkbar größtem Ausmaß alle möglichen Störungen und Abweichungen in die Kreisbewegung hineinbrachten. Sie bewegten sich demnach zwar im Zusammenhang miteinander so gut, wie dies dabei eben nur gehen konnte; doch diese Bewegungen waren regellos:

- manchmal einander entgegengesetzt,
- dann auch schräg zu einander, und
- gelegentlich auch kopfüber verdreht.

Kopfüber verdreht, das gleicht dabei einem Menschen, der mit seinem Kopf den Erdboden berührt, die Füße jedoch nach oben gerichtet hat zu einem Gegenstand hin, der ihnen irgendeinen Halt gibt: In einer solchen Lage erscheint dann sowohl diesem Menschen als auch einem ihn Betrachtenden alles in seitenverkehrter Richtung, nämlich das Rechtsliegende links und das Linksliegende rechts.

Diese und ähnliche Vorgänge spielen sich zudem auch in großer Anzahl bei den Umläufen ab: Wenn sie von außen auf etwas von der Art des Selbigen sowie von der des Anderen treffen, dann wendet die Psyché die Ausdrücke „das Selbige“ sowie „das Andere“ in einer mit der Wirklichkeit in Widerstreit stehenden Weise an und verfällt so dem Irrtum und dem Unverstand. Keiner der beiden Umläufe hat dann die Herrschaft und Führung in der Hand; wenn vielmehr von außen bestimmte Wahrnehmungen diese Umläufe berühren und – sich ihnen aufdrängend – den ganzen Bereich der Psyché in Mitleidenschaft ziehen, dann scheinen die Umläufe zwar zu herrschen, sind aber tatsächlich die Beherrschten. Infolge aller dieser Vorgänge wird dann die Psyché, nachdem sie in ein sterbliches Soma eingefügt ist, zunächst einmal von vernünftiger Einsicht geleert.

Irgendwann jedoch beginnt der Strom des Wachstums und der Ernährung in geringerem Umfang zu fließen, sodass sich die beiden Kreisläufe von ihren Schwankungen etwas beruhigen und zunehmend mehr ihre eigentlichen Wege einhalten; dann stellt sich mit dem Übergang der einzelnen Kreise zu ihrer naturgemäßen Gestalt langsam auch der richtige Gebrauch der Wörter „das Selbige“ und „das Andere“ ein. Und dies ist ein Vorgang, der den Besitzer dieser Umläufe zum Rang eines vernünftig denkenden Wesens erhebt. Gesellt sich sodann dazu ein richtiges Erziehungsverfahren, dann wird der Betreffende ein durchweg vollkommener Mensch und zudem kerngesund; denn die schwerste Erkrankung ist er von da ab hinter sich gelassen.

Ist dem Besitzer jedoch nicht die richtige Erziehung zugekommen, dann durchwandert er seine Lebensbahn als ein Hinkender und kehrt als unvollkommenes und einsichtsloses Geschöpf zum Hades zurück; doch dies – verspricht Pláton hier – wird einer späteren Ausführung vorbehalten.

Jetzt ist vielmehr genauer die Entstehung des Somas in allen seinen Teilen sowie die der Psyché darzulegen, demnach die Gründe und Absichten der am

Himmelszelt weilenden Gotteskinder, auf die diese Entstehung zurückzuführen ist, aufzuweisen. Dies hat – so gesteht Pláton hier – in der Weise und auf dem Weg zu erfolgen, dass er sich dabei an das am meisten Wahrscheinliche hält.

Die zwei vorgegebenen göttlichen Umläufe schlossen diese erstellten und geschaffenen Götter in Nachahmung der runden Gestalt des Weltalls in eine kugelförmige Phýsis ein, nämlich in denjenigen Teil des Somas, den wir jetzt „Kopf“ nennen; dieser Teil ist das Göttlichste am Soma und daher zur Herrschaft über alles Sonstige im Soma Berufene.

Diesem Kopf stellten jene Götter sodann das übrige Soma zur Verfügung; denn sie waren darauf bedacht, dass er alle möglichen Bewegungen auszuführen in der Lage ist: Sie wollten ihn vor dem Schicksal zu bewahren, auf dem Erdboden mit dessen unterschiedlichen Höhen und Tiefen umherzurollen, ohne dabei Tiefen ausweichen und Höhen erklimmen zu können; daher verliehen sie ihm zur Erleichterung seines Vorankommens das an den Kopf nach unten anschließende Soma – den Rumpf – als Fahrzeug. Dadurch erhielt das Soma eine gewisse Längenausdehnung. Und da die Götter diesem Soma zur Beweglichkeit verhelfen wollten, ließen sie aus diesem Rumpf vier ausstreckbare und biegsame Gliedmaßen hervorstrecken: Mit den einen davon – mit den Händen – konnte sich das Soma dann festhalten; und auf die anderen – auf die Beine – konnte er sich stützen wie auch sich fortbewegen, dabei die Wohnstätte des Göttlichsten und Heiligsten in uns in überragender Stellung mit sich tragend.

Nun erachteten die Götter aber die Vorderseite des Somas als vorzüglicher und daher als eher zur Herrschaft berufen als die Rückseite; daher gaben sie der Gangweise der Menschen vorwiegend die Richtung nach vorne. Und deswegen hatte dann auch die Vorderseite des menschlichen Somas ihre besondere und durch Ungleichartigkeit von der Rückseite sich abhebende Gestalt zu erhalten. Daher verlegten sie zunächst das Gesicht an die Vorderseite des Kopfes; und sie fügten dem Kopf zudem die Werkzeuge für jegliche vorausschauende Betätigung der Psyché ein. So legten sie fest, dass dieser vordere Teil des Kopfes der natürliche Inhaber der Herrschaft sein sollte.

Von den Werkzeugen fertigten sie zuerst die lichtspendenden Augen an, deren Einfügung in den Kopf sie folgendem Plan gemäß vollzogen: Dasjenige Feuer, das nicht die Eigenschaft hat, zu brennen, sondern vielmehr die Eigenschaft, mildes Licht zu spenden, formten sie zu einem dem immer wiederkehrenden Tageslicht verwandten Stoff. Sie ließen nämlich das im Soma befindliche und mit dem Tageslicht verwandte Feuer in voller Reinheit glatt und zudem sanft durch die Augen ausströmen, und dies dadurch, dass sie das ganze Gebilde der Augen – vor allem aber deren mittleren Teil – so verdichteten, dass es alles gröbere Licht zurückhält und nur das reine durchlässt.

Wenn nun dieses vom Auge ausströmende Licht vom Tageslicht aufgenommen wird, so trifft Gleichartiges auf Gleichartiges und verschmilzt miteinander zu einer einzigen gleichartigen Phýsis; dies erfolgt in gerader Richtung vom Auge aus, wo immer das von innen ausströmende Feuer auf etwas

trifft, das ihm von außen in den Weg tritt. Diese Phýsis erlebt wegen seiner Gleichartigkeit durchgehend die gleichen Einwirkungen; und daher teilt er alle Bewegungen, die er teils durch die eigenen Berührung eines Anderen und teils durch den Anstoß von seiten des Anderen erhält, dem gesamten Soma mit, das diese Mitteilung bis zur Psyché durchdringen lässt. So entsteht dann jene Wahrnehmung, welche jetzt „Sehen“ genannt wird.

Hat sich jedoch das ihm verwandte Tageslicht nach der Seite der Nacht hin weggewendet, dann ist dieser Sehstrom in seinem Rückfluss abgeschnitten. Denn da dieser Sehstrom nun bei seinem Austreten aus dem Auge auf Ungleichartiges trifft, deswegen verfällt er selber der Veränderung und erlischt; denn da seine ihn umgebende Luft dann kein Feuer mehr hat, findet er in ihr keine Unterstützung.

So hört dann das Sehen auf; und dies wird überdies der Anreiz zum Schlaf. Denn die Götter haben zum Schutz der Seh-Werkzeuge als deren natürliche Vorrichtung die Augenlider geschaffen. Sowie diese sich nun schließen, halten sie die Wirksamkeit des inneren Feuers zurück; und dieses zurückgehaltene innere Feuer lindert und löst die Bewegungen im Inneren, worauf dann Ruhe eintritt. Hat aber die Beruhigung einen hohen Grad erreicht, so stellt sich ein – von nur wenigen Träumen gestörter – Schlaf ein; sind nun dennoch einige stärkere Bewegungen zurückgeblieben, so erzeugen diese gemäß ihrer eigenen Beschaffenheit sowie gemäß der Stellen, an denen sie zurückgeblieben sind, nach Art und Zahl ihre entsprechenden Traumbilder. Diese sind Bilder *in* uns; aber sie können sich nach dem Erwachen der Erinnerung auch als *äußere* Eindrücke darstellen.

Was Pláton sodann von den in Spiegeln gesehenen Bildern darlegt, hab' ich nicht so recht verstehen können; denn seine Erklärung ist zu ungleichartig mit der meinen, sodass sich dabei die beiden Denkstrahlen nicht haben treffen und vereinigen können. Mit allgemeinen Betrachtungen der folgenden Art schließt er sodann seine Ausführungen ab:

Alles das, was er hier an Gründen aufgeführt hat, das gehört – so lautet seine Feststellung an dieser Stelle – zu den *Hilfsursachen*, deren sich der Gott als Mittel bedient, um seinem Werk die denkbar beste Gestalt zu verschaffen. Die meisten Menschen hingegen sehen diese Sache so an, als handle es sich dabei *nicht* um *Mitursachen*, sondern um die *Grundursachen* von Allem; denn sie meinen, darauf allein seien die Vorgänge der Erwärmung und der Abkühlung, der Verdichtung und der Verflüssigung zurückzuführen.

Doch bei diesen Mitursachen kann von vernünftiger Einsicht und irgendwelcher verständiger Absicht nicht die Rede sein. Denn bei allem Seienden ist allein die Psyché als das, welchem der Besitz von vernünftiger Einsicht zukommt; diese aber ist unsichtbar, wohingegen Feuer–Luft–Wasser–Erde allesamt sichtbare Teile der Phýsis sind.

Wer es also mit Vernunft und Einsicht hält, der muss unbedingt vorrangig *den* Ursachen nachforschen, die eine *vernunftgemäße Ordnung* der Beschaffenheit des Weltalls und seiner Glieder möglich machen, somit: den *Grundursachen*; daher wird er die Mitursachen – zu denen jene gehören, die von den

Anderem zur Wirkung gebracht werden und die ihrerseits Anderes willkürlich in Bewegung setzen – als nachrangig erachten.

Und auch Pláton hält es so: Er lässt sich zwar auf beide Arten von Ursachen ein, trennt aber dabei – wie er versichert – scharf zwischen denen, die mit Hilfe der Vernunft allem Schönen und Guten zum Bestehen verhelfen, und jenen, die leer von vernünftiger Einsicht sind, weil sie als Erscheinungen immer nur regellose Werke des Zufalls herbeiführen.

Bezüglich der Mitursachen, die uns zu unserem derzeitigen Sehvermögen verhelfen, wird das Gesagte wohl genügen. Pláton's sodann zu erörterndes Thema ist das für den *Nutzen der Augen*, um dessen Willen der Gott sie uns geschenkt hat, Entscheidende.

Der Sehkraft haben wir – nach Pláton's Urteil – den größten Nutzen zu verdanken. Denn wären wir nicht des Anblicks der Sterne, der Sonne und des Himmels teilhaftig geworden, dann wäre von seinen gegenwärtigen Erörterungen über das Weltall überhaupt kein Wort über seine Lippen gekommen. So aber haben uns die Abfolge von Tag und Nacht, der Ablauf der Monate und die Jahresumläufe zur Kenntnis der Zahl verholfen, haben uns dabei auch die Vorstellung der Zeit gegeben, und haben uns zudem die Möglichkeit wie zudem auch den Antrieb zur Untersuchung des Weltalls gegeben. Daraus ist uns die der Philosophie eigene Betrachtungsweise erwachsen, des größten Gutes, das dem sterblichen Geschlecht von den Göttern verliehen wurde und überhaupt je verliehen werden kann; und deswegen beschränkt sich Pláton nun auf die Darlegung dieser größten Wohltat, die wir den Augen verdanken.

Wozu also – so fährt Pláton fort – soll er sich mit der Aufzählung von anderen – nämlich von geringeren – Sinneskräften aufhalten?! Den blind gewordenen Nichtphilosophen überlässt er es, den Verlust Ihres Augenlichts mit rechter Klage zu beweinen. Er jedoch – der noch nicht erblindet ist – hält an folgender Begründung der Sache fest:

Der unentstandene und aus sich selbst heraus bestehende Gott erfand für uns und schenkte uns die Sehkraft, damit wir aus der Betrachtung der Kreisbewegungen *am Himmel* für das Gestalten der Umläufe *in unserem eigenen Gedankenbereich* Nutzen ziehen; denn *diese* Umläufe sind mit *jenen* verwandt, aber eben mit dem Unterschied, dass *diese* in ihrer Ordnung *gestört*, *jene* hingegen *jeder Störung enthoben* sind. Daher sollten wir uns jene in alle Ewigkeit ungestörten Umläufe zu verstehen lernen und uns die Berechnung ihres naturgemäßen Ablauf zu Eigen machen; denn durch die Nachahmung der göttlichen – und daher unfehlbar richtigen – Umläufe gewähren wir den sich in unserem Inneren vollziehenden schwankenden Umläufen einen festen Halt.

Die nämliche Aussage gilt für den Schall und die Hörkraft; denn sie sind uns von den Göttern – jenen Gotteskindern am Himmelszelt – zum gleichen Zweck und in der gleichen Absicht verliehen worden:

(a) Die Sprache ist zu diesem Zweck bestimmt; und sie hat an der Erfüllung dieses Zwecks den größten Anteil.

(b) Und auch das, was von der Musik durch ihren Schall für das Gehör Nut-

zen bringt, ist uns der Harmonie – des Einklangs – wegen geschenkt worden. Die Harmonie der Musik, deren Bewegungen mit den Umläufen in unserer Psyché verwandt sind, sie ist von den Musen dem, der in vernünftiger Weise den Dienst dieser Göttinnen in Anspruch nimmt, nicht zum Zweck irgendwelcher unvernünftiger Lust – worin heutzutage ihr Nutzen zu bestehen scheint – gegeben worden, sondern als Beihilfe gegen den unharmonischen Zustand unserer Psyché; denn deren Umläufe sollen durch den Einklang der Musik zu geregelter Form und zur Übereinstimmung mit sich selbst gebracht werden. Und auch der Rhythmus der Musik – ihr Takt – ist uns wegen unserer Neigung zur Maßlosigkeit und unseres Mangels an Anmut – wie sich dieser in der Geistesverfassung der meisten Menschen zeigt – als Helfer von den Musen zu dem gleichen Zweck verliehen worden.

Diese Philosophie – oder: Weisheitslehre – und die sich auf sie stützende Soteriologie – oder: Heilslehre – ist, mit ganz wenigen Ausnahmen, im Sinne des Hervorbringens durch die Vernunft gestaltet worden, ganz im Sinne des vorhin Gesagten. Und damit ist sie nun in der hier gebotenen Kürze vollständig dargestellt.

Und ich selber habe mich damit der mir von Euch auferlegten Pflicht nach bestem Wissen und Gewissen entledigt; und ich bitte Euch, es mir nachzusehen, wenn ich nun auf Fragen oder gar auf Einwände von Euch nicht antworten werde: Wendet Euch da doch am besten an den Gláýkon oder an seinen Bruder Hermokrátes; denn diese müssten die mögliche Antworten oder gar Erwiderungen ihres Bruders Pláton eigentlich ausreichend kennen!

Und Dir, Antisthénés, dank' ich dafür, dass Du bisher nicht aufgestanden und fortgegangen bist! Zwar wär' auch Xenophon während meines Vortrags nicht fortgegangen; aber er wär' ohne jeden Zweifel dabei eingeschlafen.

Antisthénés: Aber wo ist er nur geblieben? Er hat doch auch – trotz der Verbannung, die über ihn ausgesprochen worden ist – nach seiner Rückkehr aus Asien noch mindestens einmal unsere Stadt besucht, um hier seine Dinge zu ordnen; und seine Verwandten haben dabei vorab bewirkt, dass die Behörden sein Kommen nicht bemerken werden.

Hast Du, Krítón, etwa vergessen, ihn zu benachrichtigen und ihn hierher zu uns einzuladen?

Krítón: Nein, das hab' ich nicht vergessen; aber er hat abgesagt.

Aristíppos: Warum denn nur? Das ist doch eigentlich nicht seine Art! Ist er etwa, ähnlich wie Pláton, von einem Unwohlsein befallen?

Krítón: In gewisser Hinsicht: Ja. Aber dies soll Dir wohl am besten unsere Gastgeberin erklären!

Xanthíppe: Nun ja, ich hab' ihn sicherlich verärgert; aber dies war wegen seines Verhaltens nicht recht zu vermeiden.

Aristíppos: Was für ein Verhalten hat er denn an den Tag gelegt? Ihr schmunzelt alle; und ich kann nicht mit Euch mitlachen. Also, verehrte Gattin meines verstorbenen Meisters: Kläre mich doch in dieser Angelegenheit auf!

Xanthíppe: Nun, das ist eine dumme Geschichte, die sich da zwischen ihm und mir ereignet hat. Zwar hat mir nach dem Dahinscheiden meines Gat-

ten und Meisters auch Pláton nach seiner Rückkehr aus Ägypten den Hof gemacht und mir immerhin zwei Gedichte zugesendet; der aber hat nicht vor meinem Fesnster gesungen ...

Antisthènes: ... was ihm wohl wegen seiner Fistelstimme nicht gut angestanden wäre!

Xanthíppe: Aber auch Xenophon hat keine wohlklingende Stimme: zwar eine sehr tiefe, aber keine, mit der er wohlklingend zu Singen in der Lage ist. Dennoch hat er mit eben dieser Stimme vor dem Fenster meiner Schlafkammer zur Zeit der Abenddämmerung mir seine Sehnsucht nach mir vorgesungen.

Aristíppos: O weh!

Xanthíppe: Ja. Und ich hab' zwar nicht die Tür, wohl aber dieses Fenster geöffnet und ihn zuerst lieb und sodann – da er nicht einhielt – eindringlich gebeten, seinen Gesang sofort zu beenden und sodann unverzüglich fort zu gehen.

Aristíppos: Und das hat er dann schließlich auch getan?

Xanthíppe: Eben nicht, leider! Meine Söhne haben mich schließlich gebeten, mit Gewalt gegen ihn vorzugehen, damit sie nicht vom nächsten Tag ab stadtauf-stadtab zum Gegenstand des Gespöts und des Verhöhnens würden.

Aristíppos: Aber wie hättest Du dies denn anstellen sollen? Denn er ist doch körperlich sehr stark, viel stärker als geistig!

Xanthíppe: Ja, so ist es. Und in meiner Verzweiflung hab' ich dann in meiner Schlafkammer, in der ich mich da gerade aufhielt, den Nachttopf ergriffen und dessen Inhalt über Xenophon ausgekippt. Und in den Tagen danach bin dann nicht ich und sind vor allem nicht meine Söhne, sondern ist er zum Gespött in der ganzen Stadt geworden. Er allerdings hat sodann schleunigst die Stadt verlassen ...

Aristíppos: ... und wird sich in ihr nie mehr blicken lassen. Ich verstehe. Aber das, was ihm da – durch seine Schuld zwar, aber immerhin – widerfahren ist, das wird er nicht so ohne weiteres verkraften; denn von der Uner-schütterlichkeit unseres Meisters ist er noch ein gutes Stück entfernt. Vielmehr wird er dies in einer für Dich ungünstigen Art verarbeiten, und zwar – so, wie ich ihn kenne, und wie ich daher befürchte – in schriftlicher Form!

Xanthíppe: Nun, damit werd' ich dann eben leben müssen. Es tut mir auch leid um ihn: Ich hätte sein Weggehen anders bewirken müssen; nur weiß ich auch heute noch nicht, wie und was ich hierzu hätte tun oder lassen sollen. Aber natürlich hab' ich – oder hat mein späterer Ruf – die Folgen meines damaligen Handelns zu erleiden.

Kríton: Aber lassen wir diese Sache nun auf sich beruhen! Denn vielleicht will unsere tapfere Gastgeberin wie auch sonst noch jemand von Euch etwas zu Pláton's Lehre, so wie sie uns nahezu wortgetreu von unserem Timáios vorgetragen worden ist, anmerken.

Antisthènes: So ist es! Denn wenn man sich einerseits seinen abschließenden Satz: „In diesen Ausführungen handelt es sich – mit geringen Ausnahmen – um die Hervorbringungen der Vernunft“ vergegenwärtigt und ander-

erseits abzählt, wo denn nun vernunftmäßig das Gute oder – was er offenbar gleichsetzt – das Schöne zur Ausführung gelangt, an wievielen Stellen hingegen der blanke Wille seines unbekanntenen und wohl nur ihm selber geneigten und in allen Entscheidungen bekannten Gottes dessen Handeln bestimmt ...

Aristíppos: ... dann liegt da ein krasses Missverhältnis vor; das liegt auf der Hand. Ich hab' die betreffenden Anzahlen zwar nicht abgezählt und will mir auch nicht die Mühe bereiten, dies zu tun; denn eine solche Betätigung bereitet mir weder ein Vergnügen noch gar eine Freude. Aber irgendjemand wird dies wohl irgendwann für uns erledigen, und wenn nicht zu unseren Lebzeiten, dann eben später. Was soll's!

Wie aber, verehrte Xanthíppe, siehst Du dieses?

Xanthíppe: Ganz genau so, wie Ihr dies beschreibt. Und dabei hat er – nach seiner Erstfassung des nach Dir, lieber Phaídon, benannten Buchs „Phaidon“ – in einer späteren Fassung dieser Schrift ihr noch Zusätze hinzugefügt, die die durch und durch falsch sind: Mein Gatte habe – wie Pláton da nicht uns, wohl aber seine sonstige Mitwelt und vor allem die Nachwelt zu täuschen trachtet – irgendwann ein Buch gelesen, „ich glaube, des Anaxagóras“, und habe dieses daraufhin enttäuscht beiseite gelegt, weil darin nichts Vernunftgemäßes aufzufinden gewesen sei.

In Wirklichkeit aber war es so, dass er auch ein Schüler des Anaxagóras gewesen ist und dabei nicht nur keinen seiner Vorträge zu hören versäumt, sondern auch alle seine Schriften gelesen hat, und dies in der ihm eigenen Gründlichkeit. Das wirst Du, guter Krítón, mir doch wohl bestätigen!

Krítón: Das bestätig' ich ohne jeden Abstrich!

Xanthíppe: Und nie wär es ihm in den Sinn gekommen, einen seiner Lehrer die diesem zukommende Hochachtung entgegenzubringen. Geschätzt und verehrt hat er ihn, den Anaxagóras, und dies auch dann noch, als er sich – nach seinem Eintreten in die Schule des Protagóras – entschlossen hat, nicht mehr einer erdachten Naturphilosophie zu vertrauen. Vertraut hat er hingegen später jener Lehre, die im Verlauf einer Einweihung im Apóllon-Tempel mitgeteilt erhalten hat, einer Einweihung, die ihn zum Diener des Apóllon und dessen Schwester Artémis gemacht hat.

Pláton hat nun bei seinen Überarbeitungen der Schrift „Phaidon“ sozusagen stillschweigend die Zusage gemacht, das vernunftgemäße Entstehen und Bestehen des Weltalls nachzureichen, und dies mit hinreichenden Begründungen, die in *seinem* – in Platon's – Verständnis des Wortes „Vernunft“ vernunftgemäß sind.

Und eben dies hat er nun in seiner – nach Dir, lieber Timaíos, benannten – Schrift „Timaios“ versucht ...

Antisthénés: ... und dabei versucht, uns und allen sonstigen Lesern seiner Schrift diesen Versuch als gelungen unterzujubeln!

Xanthíppe: Nun ja, man kann es so derb formulieren; und man kann es sanfter umschreiben. Aber der Sache nach verhält es sich eben so und durchaus nicht anders. Es ist schade, dass er es nicht gewagt hat, diesen doch gar nicht so langen Weg hierher zu uns zurückzulegen. Wer, guter Speysíppos,

betreut ihn denn daheim, da Du doch an seiner Statt hier bei uns weilst?

Speysíppos: Theaitétos ist's, der sich vorgestern zu ihm begeben hat und seit gestern Abend bei ihm weilt!

Xanthíppe: Nun, dann wird uns unser Theodóros später ja sicherlich noch das eine oder andere zu dem, was Pláton sich von seinem und des Theodóros' Schüler Theaitétos vortragen lässt, berichten.

Doch nun richt' ich an Euch die Frage, ob ich Pláton an einer bestimmten Stelle richtig verstehe: nicht, ob Pláton da etwas Richtiges aussagt – denn, dass dies nicht der Fall ist, darüber bin ich mir im Klaren –, sondern nur, ob ich ihn da richtig verstehe. Es handelt sich um diese – durch zweimalige Mischung von seinem Gott hergestellte – Psyché. Ich versteh' seine Aussage dabei ungefähr so:

Gewaltsam wird das Unräumliche und daher räumlich Unausgedehnte – in seinen Worten: das Selbige, doch wohl: das aus sich selbst heraus Bestehende – mit dem Räumlichen und daher räumlich Ausgedehnten – daher: mit dem durch Anderes hervorgebrachten und Anderes Hervorbringendes – zusammengebracht und mit einander vermenget; nicht weniger Gewalt ist dabei anzuwenden, als wenn Wasser mit Feuer gemischt wird, wo mit dem dabei entstehenden Dunst ein Drittes entsteht.

Nun, das als Gemisch aus dem Selbigen und dem Anderen hervorgehende Dritte ist aber wohl nichts anderes als das erkenntniserstellende Schema, das aus dieser Verbindung eines unräumlichen Begriffs mit den räumlichen Sinnesgegebenheiten hervorgeht; und dieses Schema erfasst dann geeignete Teile jenes – vor dem Gemischt-Werden noch nicht begrifflich unterschiedenen – Gewoges als Gegenstände und bezieht diese Gegenstände auf einander. So jedenfalls hätte mein Gatte diese kosmologisch-ontologische Schilderung in einer epistemologischen Sprechweise wiederzugeben versucht; und so seh' ich dies gleichfalls.

Doch diese Mischung – so versuch' ich, hier Pláton's Ansicht zu verstehen – ermöglicht zwar das Gewinnen vom Kenntnissen, aber eben noch nicht die Kenntnis um eben diese Kenntnisse. Daher wird nun sowohl das Ergebnis dieser Mischung – die jeweils einzelne Kenntnis – als auch deren Zustandekommen – die Elemente dieser ersten Mischung – nochmals gemischt; und das Ergebnis davon ist ein weiterreichenderes Schema, das zum Beispiel den Begriff der Wahrheit sowohl auf das räumliche Gewoge und seine Teile als auch auf die unräumlichen Begriffe als auch das – zu einer Kenntnis leitende – Schema der Anwendung dieses Unräumlichen auf das Räumliche zum Gegenstand hat, wobei das Ergebnis der Anwendung dieses weiterreichenden Schemas dann ein Urteil – nicht über die Gegenstände sondern – über die Wahrheit eines Urteils über die Gegenstände ist. Denn nach Pláton ist es doch die vornehmste Aufgabe der Psyché, sich mit der Wahrheit zu befassen; und dann ist eben dieses Sich-mit-der-Wahrheit-Befassen wohl nichts Anderes als Pláton's Psyché.

Wie aber seht Ihr, meine heutigen Gäste, dies: Verhält es sich so? Oder ist Pláton da ganz anders zu verstehen? Was sagst Du dazu, Speysíppos?

Speysíppos: Ich gebe diese Frage an meines Onkels Brüder weiter; denn sie sind älter als ich und bringen daher schon von Alters wegen mehr Verstehenskraft mit, als ich sie zum Beantworten dieser sehr wichtigen Frage vorweisen könnte.

Gláykon: Ich bin leider nicht in der Lage, Dir, gute Xanthíppe, in dieser Kürze das von Dir Gedeutete nachzuvollziehen. Daher versteh' ich meines Bruders Darlegung im Wortlaut genau so, wie der liebe Timaíos dies vorhin ganz richtig wiedergegeben hat. Wie siehst Du dies, lieber Hermokrátes?

Hermokrátes: So und nicht anders, mein lieber Gláykon! Und auch ich hab' dem von Timaíos Berichteten da weder etwas wegzunehmen noch etwas hinzuzufügen.

Antisthénés: Mir hingegen ist Pláton' verwegene Mischung erst jetzt halbwegs klar geworden, eben durch Deinen Deutungsversuch, kluge Xanthíppe; denn so ergibt dieses mythische Daherreden einen epistemologisch deutlichen und nachvollziehbaren Sinn. Zuvor hab' ich seine Lehre an dieser Stelle auch durch die Deutungen seiner Schüler nur beim Zuhören ohne Nachdenken verstehen können, nicht mehr hingegen beim Nachdenken.

Aristíppos: Vielleicht, mein tapferer Antisthénés, will Pláton aber garnicht, dass man da zuviel darüber nachdenkt; denn so lautet eben der – hier wie auch sonst mehrfach: unergründliche – Wille seines Gottes!

Aischínes: So seh' auch ich dies: Was Pláton da sagt und schreibt, das ist mit einfachen Worten gesagt, aber beim Darüber-Nachdenken nicht klar zu verstehen; was Du, gute Xanthíppe, hingegen in seine Aussagen hineindeutest, das ist zwar nicht mit einfachen Worten gesagt, dafür jedoch beim Darüber-Nachdenken klar zu verstehen. Doch ich kenne Deinen Versuch der Deutung jener erdichteten Schöpfungsgeschichte ja – zumindest andeutungsweise – bereits aus früheren Gesprächen mit Dir.

Xanthíppe: Die Psyché wäre nach Pláton, so wie ich dies verstehe, zunächst das Erkennen, das durch das Aufeinanderbeziehen des Unräumlichen auf das Räumliche vermittels des erkenntnisleitenden Schemas erfolgt, und dann aber – und vor allem – das Erkennen des Erkannten. Und da Pláton sicherlich meint, er könne sich vollständig selber erkennen, würde dann das Erkennen dieses Sich-selbst-Erkennens mit zu seinem Erkennen gehören und seine Bewusstheit – in seinen Worten: seine Psyché – beinhalten.

So versteh' ich da eben Euren Bruder, auch wenn ich der festen Meinung bin, dass dies bei weitem nicht alles ist, was es an göttlichen Geistesinhalten bei den Lebewesen gibt.

Símon: Dem schließ' ich mich ohne jeden Abstrich an! Aber von einem Großhändler – von einem Demiurgen –, der bis an die Ostgrenze des Persischen Reichs gereist ist, hab' ich dieses vernommen:

Es gibt dort in der indischen Stadt Taxila viele Schulen von Weisheitslehrern; und die Mitglieder einer bestimmten Schule werden „Baudhas“ genannt. Diese aber sprechen, das Erkennen betreffend, nicht von zwei, sondern von drei Ebenen des begrifflichen Erfassens und des beurteilenden Erkennens von Vorgegebenem:

★ Auf der Ebene des bloßen Erkennens sprechen sie von der *Aufmerksamkeit* beim Beurteilen des Vorgegebenen.

★ Auf der Ebene des begrifflichen Erfassens und des beurteilenden Erkennens, bei der auch der Erfassende und Erkennende mit einbezogen wird, sprechen sie von der *Achtsamkeit* beim Beurteilen jener Aufmerksamkeit, etwa, das Atmen betreffend: „Wenn ich einatme, dann weiß ich: „Ich atme ein“; und wenn ich ausatme, dann weiß ich: „Ich atme aus““.

★ Und auf einer noch weiteren Ebene – aber das hat er mir in einer Art berichtet, dass ich es nicht habe verstehen können, falls er es überhaupt selber verstanden hat – wird auch diese Achtsamkeit auf jene Aufmerksamkeit noch begrifflich erfasst und beurteilend erkannt, wobei sie da von *Wachsamkeit* beim Aufrechterhalten dieser Achtsamkeit sprechen.

Angeblich verdeutlichen sie diese Aufgliederung so: Da liegt jemand auf deiner Seite auf dem Erdboden und nimmt etwas wahr, vielleicht: eine Blume; und hinter ihm sitzt jemand und achtet achtsam auf dessen Wahrnehmen dieser Blume; und hinter diesem steht wiederum jemand und wacht wachsam über dieses Achten auf das Wahrnehmen der Blume.

Aischínes: Ja, auch unser Meister Sokrátes hat davon erzählt!

Símon: Ich hatte ihm davon berichtet; und wenn er es nicht gleichfalls von jenem Großhändler vernommen hat, dann hat er es auf jeden Fall von mir gehört.

Xanthíppe: Er hat es von Dir erfahren!

Glaýkon: Trefflichster Símon! Bitte sieh uns nach, dass wir dir da nie und nimmer Glauben schenken. Denn du, ein Schuster und Banause, willst in deinem Haus an deinem Herd mit einem Großhändler und Demiurgen ins Gespräch gekommen sein? Bitte erzähl' uns doch stattdessen andere Märchen, die etwas weniger unwahrscheinlich sind!

Xanthíppe: Euch – Glaýkon und Hermokrátes und Speysíppos – mag dies unwahrscheinlich erscheinen; aber es hat sich genau so verhalten! Denn unserm treuen Símon eilt der Ruf voraus, solche Schuhe herzustellen, die zwar etwas teuer, dafür aber auch sehr haltbar sind, und dies selbst bei Wanderungen durch Steppen und über Berge.

Daher, unser Símon, berichte ihnen nun, wie es zu diesem Treffen gekommen ist und was sich dabei ereignet hat!

Símon: Nun, das hat sich so ergeben: Ein Großhändler aus Milet, der sonst seine in Taxila erworbenen Waren in Tyros auf's Schiff verlud und sie so auf geradem Weg nach Syrakus brachte, hatte da aus irgendwelchen Gründen die Familie in seiner Heimatstadt aufzusuchen; und auf der Weiterfahrt machte er sodann noch schnell einen Abstecher zu uns her, um hier Möglichkeiten des Verkaufs von indischen Waren und des Einkaufs von Silber zu erkunden. Beim Hafenmeister in Piraios erkundigte er nach seiner Ankunft nach einem Schuhmacher, dessen Schuhe sich weder durch Salzwasser noch durch Wüstenstaub rasch zu den Bestandteilen zurückverwandeln, aus denen sie hergestellt worden sind; und dieser Mann verwies ihn an mich. Daraufhin hat mich dieser Händler tatsächlich aufgesucht; und er hat sich nach

einer kurzen Erkundung nicht etwa nur ein Paar Schuhe, sondern drei solche Paare anfertigen lassen, ...

Hermokrátes: ... für deren Erwerb er dann viel hat bezahlen müssen!

Símon: Ja, so ist es gewesen!

Hermokrátes: Wieviel, wenn ich fragen darf?

Símon: Unzählbar viel!

Hermokrátes: Wie das?

Símon: Nun, ich hatte ihn gefragt, was er denn so mache und welche Gegenden er denn bereise. Und dann hat er mir von seinen Reisen nach Taxi-la erzählt, wie auch von den dortigen Gymnosophisten sowie – auf mein entsprechendes Nachfragen hin – zudem auch von den sonstigen Weisheitslehrern in dieser Statt sowie von den dortigen philosophischen Hochschulen.

Doch als es dann am darauffolgenden Tag ans Bezahlen ging und er mir – da er mit den erstellten Schuhen sehr zufrieden war – einen fürstlichen Geldbetrag überreichen wollte, da hab' ich mich geweigert, von ihm dieses Geld anzunehmen; vielmehr hab' ich darauf bestanden, dass er meine Arbeit mit seiner Arbeitszeit begleicht, nämlich mit einem ausführlichen Bericht über die Lehren, von denen er in Taxila gehört hatte. Und ihm schien dieses Berichten dann auch – zumindest jenen Nachmittag lang, bevor er sich am frühen Abend wieder an seine noch zu bewerkstelligen Geschäfte erinnerte – durchaus Vergnügen zu bereiten; denn er erzählte mir bereitwillig, gab aber zu, nicht alles von diesen Lehren genau verstanden zu haben, weshalb er davon nur das von ihm Verstandene berichten wolle.

Bald, nachdem er gegangen war – er befriedigt, und ich nicht weniger befriedigt –, gleich nach Einbruch der Dämmerung, da ist unser Meister Sokrátes auf seinem Heimweg noch bei mir vorbeigekommen; und an diesem Abend hat dann nicht er mir, sondern hab' ich ihm berichtet, nämlich: berichtet von dem zuvor Gehörten, soweit ich dies in meiner Erinnerung hab' behalten können. Und unser Meister hat zugehört und nach weiteren Einzelheiten gefragt, und dann wieder zugehört; denn dass er nicht nur ein Meister des weisen Redens, sondern auch ein Meister des aufmerksamen Zuhörens gewesen ist, das wisst Ihr ja wohl.

Aischínes: Ja, das wissen wir sehr wohl! Und wir wissen von seinem Bericht über dieses Gespräch.

Häufig und dann zumeist stundenlang hat er – von mir später darüber befragt – dann darüber nachgedacht, ob es da nicht noch einen Vierten oder einen Fünften geben müsse oder auch noch einen sechsten oder Siebten oder Achten, und ob diese Reihe jemals abbricht und da mit einem zum Wissen gediehenen Erkennen endet, oder ob sie nicht abbricht, und im letztere Fall: ob man da in ein vollständiges Nicht-Wissen stürzt, oder ob man dabei – so, wie dies jene Baudhas als möglich lehren – über alles Sagbare und Denkbare hinausgelangen kann, demnach zu einem Einsehen, das aber kein Beurteilen und damit weder ein Erkennen noch gar ein Wissen ist. Unsere verehrte Xanthippe war bei diesen Erörterungen, die er in seinem Heim mit uns geführt hat, stets dabei; und sie kann es daher bezeugen ...

Símon: Und auch ich – der Schuster und Banause, von dem Pláton nur einmal kurz gesprochen hat, und auch da jedoch mit einem nicht von Weisheit geleiteten Tonfall – bestätige und bezeuge dies: Zweimal hat mein unvergesslicher Meister bei seinen Besuchen in meinem kleinen Haus zu mir darüber gesprochen; und ich bin vor Hochachtung ihm gegenüber regelrecht erstarrt. Denn Gedanken dieser Art lagen mir bis dahin noch gänzlich ferne. Und auch heute weiß ich noch nicht, ob und wie das durch Denken und Sprechen nicht mehr fehlerfrei Darzustellende fehlerfrei dargestellt werden kann.

Xanthíppe: Das wird wohl grundsätzlich nicht darzustellen sein; aber man kann danach leben. Und in dem Umfang, in dem man demgemäß erfasst und beurteilt und daher denkt und erkennt, weiß man mit wacher Aufmerksamkeit, dass man da nichts anderes getan hat als Erfassen samt Beurteilen und daher Denken und Erkennen, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Das waren – zumeist – seine Schluss-Sätze. Kennst Du diese gleichfalls, mein guter Símon?

Símon: Durchaus! Wie sollt' ich dies von ihm nicht gehört haben?!

Aischínes: Aber von solchen Arten des Philosophierens hat sich unser Pláton – leider! – nicht beeinflussen lassen. Vielmehr scheint es, dass jene Beeinflussungen seines Denkens, die aus jenem fernen Osten stammen könnten, von solchen Weisheitslehrern stammen, die – den Berichten eines anderen Großhändlers nach – dort „Jainas“ genannt werden. Aber darauf möcht' ich mich nicht unbedingt festlegen.

Kríton: Nun gut, belassen wir's dabei. Aber gibt es denn auch sonst noch etwas, das der eine oder andere von Euch dazu anzumerken hat?

Símon: Nicht zur Sache selber, wohl aber noch zu Pláton's Darstellung dieser Sache möcht' ich dieses anmerken:

Eine wunderschöne Märchenstunde haben wir da durch des Timaíos' Bericht zu erleben gehabt, insbesondere von der Stelle ab, an der Pláton's Gott das Erschaffen des Unvollkommenen – um nach außen hin saubere Hände zu behalten – nicht selber durchführt, sondern seinen Kindern befiehlt, dies für ihn zu erledigen.

Märchen dieser Art werden vielleicht die Demiurgen – die Sklavenhalter, die Fabrikanten, einigen Großhändlern, aber bei weitem nicht alle – als Beschreibung der Wirklichkeit des Äußeren und des auf dieses bezogenen Inneren nehmen, und vielleicht auch noch die Kinder vor dem Eintritt in das Erwachsenenalter. Uns Banausen hingegen – uns einfachen Handwerker, die wir unsere Arbeit daheim bei unseren Öfen verrichten –, uns soll man solche Ansichten nicht als Weisheit verkaufen, sondern allenfalls zu unserer Belustigung vortragen, solche billigen Ansichten, die weit unter der Höhe der Lehren anderer Weisheitslehrer – auch so gegensätzlicher wie der des Demokritos und der des Anaxagóras – liegen!

Auch wenn ich diese Letzteren nicht in allen Feinheiten verstanden habe, da ich sie ja – wegen meines Arbeitens daheim – nur aus zweiter Hand kenne, so kann und will ich mir darüber dennoch ein Urteil erlauben, nämlich: eben dieses, das ich da soeben vorgetragen hab'!

Kríton: Nun, Du, mein guter Símon, bist ja nicht der Einzige in unserer Stadt, der da so denkt und spricht.

Símon: So lass mich dann – bevor ich schweigen werde – noch dieses bemerken:

Einerseits besteht Pláton darauf, dass das Weltall, um vollkommen zu sein, in allen seinen Teilen vollkommen ist, so, wie ja auch ein Schuh dann – aber auch nur dann – vollkommen ist, wenn er dies in allen seinen Teilen ist.

Andererseits aber besteht er darauf, dass – gemäß unseren Erfahrungen von den Vögeln und Fischen und Landtieren –, ja, dass die zu erstellenden Lebewesen der Luft und des Wassers und des Erdbodens zumindest in ihrem Soma und dann zum erheblichen Teil auch in ihrer Psyché unvollkommen zu sein haben; so und nicht anders ist die Anordnung seines Gottes zu verstehen, in anderen Worten gesagt: dass dem Weltall so lange nicht in allen Hinsichten Vollkommenes zukommt, als in ihm nicht auch Unvollkommenes vorkommt.

Im „Phaidon“ verspricht Pláton – nicht direkt, aber verklausuliert –, dass nämlich die Welt nicht durch die Gesetze der Notwendigkeit, sondern durch die des Guten und Richtigen nachzuzeichnen sei. Und diese Zusage hat er nun wohl in seinem „Timaíos“ einzubringen versucht, dies aber unter Zuhilfenahme eines Gottes, der stets dann einzuspringen hat, wenn etwas als vernunftmäßig darzustellen ist, für das Pláton aber keine vernunftmäßigen Gründe – und nicht einmal die allerwindigsten davon – vorzutragen in der Lage ist.

Er geht dabei von seinem Grundsatz: „Alles, was gut ist, ist auch schön“ aus, den er aber auch in der Gegenrichtung anwendet als: „Alles, was schön ist, ist auch gut“; und daher gilt für ihn letztlich der Grundsatz: „Das Gute ist – nichts anderes als – das Schöne“. Und was schön ist, das bestimmt er selbst.

Schaut doch: Ich stelle Schuhe her für Männer und für Frauen, schöne Schuhe, wie ich meine, und wie auch meine Käufer meinen. Zu fragen ist jedoch dabei – um so mit Sokrátes zu sprechen –, ob ein Schuh für eine Frau auch am Fuß eines Mannes schön ist, und ein Schuh für einen Mann am Fuß einer Frau. Wer sich darüber nicht ganz im Klaren ist, der möge sich die Sache an diesem Beispiel vergegenwärtigen: Das vormalige Lieblingspferd vom vormaligen Kritías sei auf dessen Anordnung hin vom Hufschmied an den Hufen mit silbernen Pferdeschuhen beschlagen worden; und schön wären diese Schuhe sodann an diesem Pferd anzusehen gewesen. Hätte dieser Hufschmied sodann auch die beiden Füße des Kritías mit solchen silbernen Pferdeschuhen beschlagen, wäre dies dann am Kritías gleichfalls ein gefälliger Anblick gewesen?!

Nein! Denn was schön ist, das hängt vom Betrachter ab. Und was gut ist, das hängt gleichfalls vom Beurteiler ab.

Denn was für die Griechen gut ist – nämlich: das Sich-Aneignen von Landstrichen der Perser –, das ist deswegen noch lange nicht für die Perser gut. Was für die Löwen gut ist – nämlich: das Verzehren von Menschenfleisch –, das ist noch lange nicht für die Menschen gut. Und was für die Menschen gut ist – nämlich: das Töten von Tieren und dem Verzehren von deren Fleisch –,

das ist noch lange nicht für diese Tiere gut. Und was für die Menschen gut ist – nämlich – das Schaffen von Anbauflächen, mit dem das Vertreiben und Verhungernlassen von zahllosen Tieren einhergeht –, das ist noch lange nicht für die betroffenen Tiere gut. Ob dies schön ist für die dabei jeweils Handelnden, das bleibe dahingestellt; für die durch sie Behandelten jedoch ist dies auf keinen Fall schön; und dafür verbürg' ich mich, dies im Namen meines Lehrers und Meisters!

Dahingestellt bleibe – vorerst und für heute zumindest – alles das, was da an Schönem und Gutem bei der Erschaffung des eingeborenen Gottessohns sowie – als Dritte in dieser Dreierheit – der Gotteskinder am Rand des Gottessohns vorgegeben wird: Darüber kann man sich durchaus streiten, vor allem mit Bezug auf die Wandelsterne, bei denen die Sonne – dieses Abbild des Apóllon –, die bei den Pythagoräern noch in der Mitte der Wandelsterne ihren angebrachten Platz innehatte, bei Pláton von diesem Ort versetzt und zwei Sitze zur Erde – zum Irdischen – hin gezerrt worden ist; aber dies alles zu besprechen, das ist heute nicht der rechte Tag hierfür. Ich will daher nur über das Verhalten von Pláton's Gott bei der Erschaffung der Lebewesen sprechen.

Um zur Erschaffung des Weltalls das Unveränderliche und Unteilbare raumgleich und zeitgleich an das Veränderliche und Teilbare anzubringen, dafür hat der Hersteller – der ja kein Heimhandwerker ist und der daher garnicht weiß, dass solches weder mit gutem Zureden noch mit Gewalt zu erbringen ist – angeblich Gewalt eingesetzt, und dies mit Erfolg. Nun, das nämliche unmögliche Verfahren hat er bei der Erschaffung wiederholt, auch da angeblich mit Erfolg. Den Rest aber – das Minderwertige –, damit hat er sich nicht seine Hände beschmutzen wollen; und daher hat er sich damit zunächst nur seinen Mund beschmutzt, indem er ihnen die Herstellung des Schlechten auferlegt hat, nämlich der Menschen. Allderdings hat es sich dieser Gott nicht nehmen lassen, vorab die einzelnen Psychén in nunmehr minderwertiger Art – nach dem Wert zweiten und dritten Grades – herzustellen. Und diese erneute Mischung hat er dann – samt dem darin enthaltenen Ewigen und daher Unteilbaren – aufgeteilt, nämlich in genau so viele Teile, wie es Feststerne gibt. Vom Wert zweiten Grades sind dann offensichtlich die Psychén jene Männer, die jene Laster, die ihnen die Gotteskinder vorsorglich eingepflanzt haben, zu beherrschen in der Lage gewesen sind und die deswegen nach dem Tod den Weg zu ihrem Stern gefunden haben. Wir Lebewesen jetzt sind hingegen die Nachfahren jener Männer, die an Psychén solche des Wertes dritten Grades erhalten haben.

Uns mit solchen Psychén auszustatten, das hat er immerhin selber in die Hand genommen, nämlich: das Herstellen von Minderwertigem, daher von Unvollkommenem. Aber die Fehler der Somas der Lebewesen herzustellen, dafür war sich der Vater und Hersteller zu schade; und daher mussten, seinem Befehl gehorchend, dann seine nachrangigen Kinder herhalten. Da diese aber dann zum Teil doch etwas zu sehr gefuscht hatten, so ist es dem Vater nicht erspart geblieben, von Zeit zu Zeit in das Werk der Kinder einzugreifen:

nicht, um nun da etwas von Grund auf Ordentliches zu erstellen, sondern lediglich, um für die größten Auswüchse jeweils Schneisen zu schlagen.

Gestattet mir, dass ich dies mit meinem Arbeiten – nicht eines Fabrikanten, eines Demiurgen, sondern mit dem eines Handwerkers, eines Banausen – vergleiche! In meiner Heimwerkstatt arbeiten neben mir auch zwei meiner vier Söhne. Angenommen nun, ich würde ihnen eines Tages diesen Auftrag erteilen:

„Ihr Söhne! Zur Vollständigkeit und Vollkommenheit meines Angebots an Schuhen gehören auch unvollkommene Schuhe. Schuhe, die ich selber erstelle, sind aber stets vollkommen und werden daher lange getragen und bereiten den Käufern lange keine Unkosten des Flickens von später entstandenen Löchern und des Zusammennähens von aufgetrennten Nähten. Daher ist es nun Eure Aufgabe, zur Vervollständigung und Vollendung meines Angebots die minderwertigen Schuhe herzustellen, die nach dem Tragen recht bald diese und jene Fehler an den Tag treten lassen, für deren Reparatur dann der Kunde und Käufer auf Dauer mehr zu bezahlen hat als für den anfangs teuren Erwerb von hochwertigen Schuhen. Das gleichfalls minderwertige Leder und minderwertige Schuhgarn hierzu stell' ich Euch jetzt bereit!“

Ich würde dann also meine Kinder damit beauftragen, Flickschusterei auszuüben; und ich würde dann ganz rasch meine mir bis dahin vertrauenden Kunden verlieren. Und auch den Kunden von Pláton's Gott wird dies so ergehen: Sowie sie genau erfassen und erkennen, auf welche minderwertige Weise sie mit ständigem Nachbessern hergestellt worden sind, sie werden sich dann von diesem Gott abwenden; und niemand wird ihnen dies gerechterweise verübeln können.

Fürwahr, nicht nur als ein in kurzen Abständen sich widersprechender Denker führt sich Pláton da selber vor; sondern seinen Gott stellt er zudem als hinterlistig und damit als ein von übler Gesinnung geleitetes Wesen dar.

Und daher hat man ihn dann eben auch zu fürchten: In Gottesfurcht hat man zu weilen, um aus ihr heraus gerecht zu handeln und ...

Gláýkon: Da Du Dich an diesem Wort „Gottesfurcht“ dermaßen störst, so lass uns bei Pláton stattdessen doch den Ausdruck „Gottergebenheit“ verwenden!

Símon: Ja, dieses Wort klingt viel schöner; aber es macht die Sache selber nicht besser. Denn das, was da unter „Gerechtigkeit“ zu verstehen ist, ist ja in der Hauptsache – wenngleich das an jener Stelle nicht hervorgehoben wird – als auf jene Lehre von der Gerechtigkeit zu verstehen, die von Pláton's Vertrauten schon angedeutet und eingangs dann von Hermokrátes zusammenfassend als Pláton's nunmehrige Lehre vom gerechten Staat und seiner gerechten Bewohner vorgetragen hat. Und in diesem Staat haben die darin Niedriggestellten – die Handwerker und Bauern und Handelstreibenden, kurz: für Banausen – gefälligst die Finger vom Betätigen in der Philosophie und damit im Ausüben der auf sie aufbauenden Soteriologie zu lassen; denn dies ist, dieser Lehre von der Gerechtigkeit nach, den darin Hochgestellten vorbehalten. Daher hat dann nicht nur der Steinmetz bei seinen Steinen, sondern auch der

Schuster bei seinen Schuhen zu bleiben, vom Wurstmacher einmal ganz zu schweigen; denn da nimmt Pláton nicht einmal die Bezeichnung in den Mund, geschweige denn das von einem solchen Handwerker hergestellte Nahrungsmittel.

In eben der Kaste, in die man nach der Überprüfung durch jene Oberen, die – nach Pláton's Verständnis – göttliches Wissen besitzen, eingewiesen oder auch bereits zuvor hineingeboren worden ist, in ihr hat man gottesfürchtig bis zu seinem Dahinscheiden ohne aufzumucken zu weilen, eben: gottergeben.

So jedenfalls haben wir Heimhandwerker, die von Pláton nicht einmal als der Beachtung würdig behandelt werden, von seinem Verhalten uns gegenüber sein Verwirklichen seiner Lehre vorzustellen.

Krítón: Übrigens kann auch ich Manches von dem, was er in der Schrift „Timaios“ unseren guten Timaíos sagen lässt, nicht so recht nachvollziehen, sowie ich darüber auch nur ein klein wenig genauer nachdenke:

Aus seinen Darlegungen des Hervorgehens der Frau aus dem Mann hat man beispielsweise zu folgern, dass damals wenigstens einige der Männer haben schwanger werden und daher Frauen gebären können, wie auch, dass diese damaligen Frauen nicht nur Knaben und Mädchen, sondern auch Vögeln und Fischen und Landtieren aller Art einschließlich der Würmer und Insekten haben gebären können, sowie, dass dies für Alle das Schönste und Beste gewesen ist, wie schließlich auch, dass diese Beschreibung des Entstehens der sterblichen – weil nicht, wie die Gotteskinder, jene Sterne am Himmelszelt, auf das Feuer bezogenen – Lebewesen am meisten Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen kann.

Doch Du, unsere verehrte Xanthíppe, bist wohl vorhin noch nicht mit dem, was Du hast bemerken wollen, zum Abschluss gelangt. Was war es, das wir Dich nicht haben sagen lassen?

Xanthíppe: Nun, Einiges war es; und um in meinem Reden nicht zu breit zu werden, will ich auf die einzelnen Sachen, die genau zu untersuchen wären, hier nur jeweils hinweisen.

Da ist zunächst der vom Hersteller – vom Vater – dessen Sohn und Abbild, nämlich: das Weltall. Die Psyché dieses Weltganzen ist eine Mischung (a) aus dem ungewordenen–unteilbaren–unvergänglichen Sich-stets gleich-Bleibenden, (b) dem gewordenen–teilbaren–vergänglichen Sich-stets Verändernden, und (c) aus dem Ergebnis der – mit Gewaltanwendung erfolgten – Mischung von Beiden hervorgegangenen Wesenheit.

Und diese Psyché durchdringt das ganze Soma des Weltalls und umhüllt es zudem noch. Somit ist es räumlich ausgedehnt; und somit ist es – vielleicht nicht von uns Menschen, aber jedenfalls grundsätzlich – aufteilbar, zumindest in seiner räumlichen Ausdehnung. Daher teilt Pláton dann auch diese Psyché des Weltalls auf, grob gesagt: in drei Teile, bestehend aus (1) der Hülle, welche die Phýsis des Weltalls umhüllt, aus welchen ungenannten Gründen auch immer, und die ansonsten keinerlei Betätigungen durchführt, (2) den – wohl punktförmig gedachten – Kern der Psyche, der sich genau im Mittelpunkt des

Weltalls befindet, und (3) die unendlich vielen Verbindungslinien zwischen diesem Kern und jener Hülle, die – weil sich die Psyche insgesamt in einem Umschwung um diesen Kern befindet, wobei dieser wegen seiner Punktförmigkeit zugleich auch ruhend angesehen werden kann – dann bei ihrem Umschwung an unterschiedlichen Stellen unterschiedliche Gegenstände berühren, sich in diesem Berühren – trotz ihrer Unveränderlichkeit – entsprechend verändern, und gemäß dieser Veränderungen eine Kausalkette bis hin zum Kern leiten, in dem dann die im Kern dadurch hervorgerufene Veränderung vom Kern als Wahrnehmung verarbeitet wird. Die Hülle allerdings nimmt höchstwahrscheinlich ebenfalls an diesem Umschwung teil; und sie berichtet dem Kern dann von dem Ort der einzelnen Gotteskinder, die am Rand des Weltalls in seliger Ruhe weilen.

Räumlich aufteilbar – und damit veränderlich und dem Vergehen unterworfen – ist dann mit dem Anderen auch das solcherart dem Anderen angeheftete Selbige, weil ja die ganze Psyche aufteilbar ist.

Und aufgeteilt wird die in den Werten zweiten und dritten Grades vom Gott hergestellte Gesamt-Psyche für die Sterblichen, und zwar aufgeteilt durch eben diesem Gott in genau so viele Teile, wie es Feststerne am Himmelszelt gibt: Wiewohl sie unteilbar ist, wird sie so aufgeteilt, wie man einen – zuvor aus einem Teigklumpen durch Auswalzung geformten und sodann gebackenen – Hochzeitskuchen so aufteilt, dass jeder Hochzeitsgast genau ein Stück erhält.

Ich bin nicht dazu in der Lage, diese Widersprüche so umzudeuten, dass sie nicht mehr als solche erscheinen.

Und auch dies bin ich zu verstehen nicht in der Lage: Bei dem aus sich selbst heraus bestehenden Gott gibt es keine Veränderungen; denn er ist ja grundverschieden vom Werden, vom Entstehen–Vergehen. Dennoch verändert er sich – kaum, dass er aus seiner seit Ewigkeit her erfolgenden Ruhe und Selbstgenügsamkeit urplötzlich meint, etwas erschaffen zu müssen, um sich daran erfreuen zu können – bei diesem Erschaffen fortwährend: Jeder neue Geisteszustand dieses reinen Geist-Wesens verändert dieses unveränderliche Wesen von Grund auf: Es ist dann nicht mehr das, was es zuvor gewesen ist; und es ist noch nicht das, was es danach sein wird.

Ich werd' die Vermutung nicht los, dass Pláton zwar im Untersuchen und Zergliedern von Meinungen Anderer durchaus stark ist, dass er jedoch dann, wenn er selber etwas schaffen soll und will, von überall irgendetwas herholt, das gesamte Herbeigeschaffte mit Gewalt zusammenbringt und gut durcheinander mischt, es dann recht breit auswalzt, es mit diesen und jenen Begründungen zusammenbäckt, und das Ergebnis solchen Wirkens dann als seine Weisheits- und Heilslehre darbietet, dies in der – nicht unberechtigten – Erwartung, dass sich kaum jemand unter den mit den Geisteskräften des genaueren Untersuchens Ausgestatteten die erhebliche Mühe machen wird, Punkt für Punkt auf alles Dargebotene einzugehen und es Satz für Satz zu vergleichen, sowie, dass ihm die Vielen, denen es an solchen Geisteskräften im hierfür erforderlichen Ausmaß mangelt, vorbehaltlos zustimmen werden.

Krítón: Ich kann Dir, weise Xanthíppe, da nicht widersprechen, ganz im Gegenteil: ich stimme Dir unbedingt zu. Doch wer dem widersprechen möchte, der möge nun seine Stimme erheben.

Allerdings scheint ihr außer mir auch niemand sonst widersprechen zu können. Denn Ihr schweigt alle!

Aber sei dem, wie ihm ist: Gibt es von einem von Euch dann auch noch einen Einwand zur vom Timáfos vorgetragenen Sache selbst, der wichtig genug ist, um von uns gehört und in den Jahren darauf genau durchdacht zu werden?

Kratýlos: Gar manches gáb' es da – wenn ich mich hier bei Euch so zu Wort melden darf – in seiner Schrift an einzelnen Unebenheiten zu beanstanden, beispielsweise gegen deren Ende:

★ dass wir das Sehen der Tätigkeit des Gottesvaters verdanken – wiewohl sich dieser, seine Gotteskinder mit dem Erstellen von Unvollkommenem beauftragend, angeblich von diesem Erschaffen des menschlichen Somas vorab zurückgezogen hat, dagegen, dass wir das Hören eben jenen Gotteskindern verdanken;

★ dass er nur vom jeweils gegenwärtigen Erfassen und Erkennen spricht, und auch dies nur, die äußeren Sinne betreffend, nicht hingegen von Erinnern von Vergangenenem und vom Planen von Künftigem;

★ dass er von möglichst genauer Ähnlichkeit spricht, was eben eine Un-Ähnlichkeit aussagt, so, wie ja auch ein Fast-Verheiratet-Sein ein Nicht-Verheiratetsein ist, weshalb er da von Ähnlichkeit oder gar von Gleichheit sprechen müsste, weil nur dieses in seinem eigenen Wortgebrauch und Wortverständnis von „Vernunft“ vernunftgemäß ist, nicht hingegen das Beurteilen des Ausmaßes der Abweichungen von der Ähnlichkeit sowie von der Gleichheit;

★ dass ... : Aber vielleicht sollt' ich dies – nun seine gelegentlichen Worte gegen ihn richtend – ein andermal ausführen; denn jetzt führt es von meinen zwei Haupteinwänden weg.

Der erste dieser beiden Einwände lautet: Uns ist berichtet worden, dass jene indischen Brähmanen ihre Lehren in zweifacher Weise deuten, nämlich: in einer äußeren und in einer inneren Weise. Das Entstehen des Weltalls lehren sie so: Da besteht seit ewigen Zeiten eine Urkraft – das Brahman – die sich eines Tages sammelt und dadurch zu dem ersten und obersten Gott wird. Dieser opfert sich für das bis dahin unterschiedslose Gewoge, indem er mit der einen Hälfte zu den unterschiedlichen Kräften wird, die sich dann als einzelne Götter herausbilden, und mit der anderen Hälfte als Formung und Unterscheidung in das Gewoge eingeht und es dadurch formt und unterscheidet. Dies ist die äußere Weise des Verstehens der Lehre; und so wird sie denen gelehrt, die sich hilfesuchend an diesen oder jenen Gott wenden wollen. Die innere Weise erfolgt anders, nicht völlig anders, aber doch im hier entscheidenden Punkt anders: Untereinander sind sich diese Brähmanen nämlich darin einig, dass dies nicht ein einmaliger, sondern ein ununterbrochen fortlaufender Vorgang ist, wie auch, dass man dies den Königen und Adeligen

so nicht sagen kann und darf, weil diese dies dann in jeder erdenklichen Art und Weise missverstehen und durch das Weitergeben des Fehlverstandenen allerhand Unheil anrichten werden. Bei Pláton hingegen kann es eine solche innere Weise des Verstehens seiner Lehre nicht geben; denn vor allem der Teil seiner Naturphilosophie, der die Erschaffung der Sterblichen beschreibt, ist ausschließlich in jener äußeren Weise widerspruchsfrei zu verstehen und einzusehen.

Der zweite Einwand lautet: Selbst die Zeit wird von Pláton durch seinen Gott geschaffen, nicht jedoch der Raum. Warum spricht er nicht vom Raum? Wir Ionier von der Westgrenze des Persischen Reichs wissen von den Lehren, die an der Ostgrenze dieses Reichs zwischen den dortigen philosophischen Schulen heftigst diskutiert werden, deutlich mehr als Ihr hier in Athen auf der anderen Seite dieses inselbestückten Nebenmeers des Mittelländischen Meeres. Und wir wissen, dass die Baudhas wie auch einige andere indische Weisheitslehrer neben den Vier Großen Grundstoffen Erde–Wasser–Feuer–Luft auch noch den Raum als Grundstoff annehmen. Wo aber bleibt der Raum in Pláton's Naturphilosophie?

Antisthènes: Darüber ist er zwischenzeitlich bereits von anderen Lehrern peinlichst befragt worden. Doch bis dahin waren seine Antworten eher ausweichend, als dass sie irgendjemanden der Fragenden wirklich zufriedengestellt hätten. Du aber, bester Theodóros, was sagst Du als Arithmetiker und Geometriker dazu?

Theodóros: Nun zunächst geht es hier um die Phýsis; und diese ist – wie dies uns scheint – nach drei Richtungen hin auszumessen. Wir Mathematiker behandeln zudem auch Körper, die nur nach zwei Richtungen hin auszumessen sind, und ganz selten auch solche, von denen nur eine Richtung zu beachten ist.

Zwar erscheint es mir als nutzlos, sich Körper auszudenken, die nach vier oder nach noch mehr Richtungen hin auszumessen sind; aber in den Gedanken oder – niedergeschrieben – auf dem Papier steht dem nichts im Wege.

Hier jedoch geht es weniger um Ausgedachtes und um Niedergeschriebenes, sondern um Wirkliches. Und was Pláton dazu bis jetzt meint, das weiß ich nicht. Sprich daher nun Du, bester Gláykon, hierzu weiter!

Gláykon: Ich gebe diese Frage an meinen Bruder Hermokrátes weiter. Denn er hat von Pláton eine – vor wenigen Wochen erstellte – erweiterte Fassung der Schrift nicht nur erhalten, er und auch ich und auch sonst noch dieser und jener. Ich habe sie noch nicht genau lesen können; er hingegen hat dies bereits getan. Darum ist er nun der Berufene zum Vortragen dessen, wie unser Bruder Pláton diese Lücke in seiner Lehre geschlossen hat!

Kríton: Recht so! Dann, mein Hermokrátes, ist es nun Deine Aufgabe, uns hier von dieser – dann wohl vollständigen – Naturphilosophie Deines abwesenden Bruders zu berichten!

Hermokrátes: Gerne will ich dies versuchen! Und auch mir stehe die Göttin dazu bei! Pláton schließt folgenden Text an das von Timaíos richtig Wiedergegebene an:

Bei den vorigen Ausführungen handelt es sich – von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen – um das hervorbringen der *einsichtigen Vernunft*; dem müssen nun noch die Werke der *blinden Notwendigkeit* zur Seite gestellt werden. Denn bei der Entstehung dieses Weltalls wirkten Notwendigkeit und Vernunft in Gemeinschaft miteinander. Dabei hatte aber die Vernunft die Oberhand über die Notwendigkeit; denn es gelang ihr, die Notwendigkeit durch Überredung zu bestimmen, bei dem Werden der Dinge der Phýsis das Meiste zu Besten zu führen. Auf diesem Weg kam – durch Nachgiebigkeit der Notwendigkeit gegenüber der Vernunft und ihrer Überredung – am Anfang die Entstehung dieses Weltalls zustande. Will man demnach seinen Ursprung dem wirklichen Vorgang gemäß darstellen, so darf man auch den Einfluss der planlos umherschweifenden Ursachen in deren natürlicher Wirkungskraft nicht übergehen.

Pláton muss sich daher nun wieder rückwärts dem Anfang zuwenden. Denn seiner Betrachtung bietet sich nun ein zweiter – und zudem auch sinnvoller – Uranfang der Dinge dar; und deswegen muss er nun – ganz nach dem Vorgehen beim vorigen ersten Anfang – zum Zweck der Erörterung der zwischenzeitlich aufgetretenen Fragen einen ganz neuen Anfang machen.

Wir müssen daher die Beschaffenheit des Feuers und der Luft und des Wassers und der Erde und deren sonstige Eigenschaften so, wie sie vor der Entstehung des Weltalls waren, ins Auge fassen und betrachten. Denn bisher hat noch niemand über deren Entstehung Aufschluss gegeben. Vielmehr wird von ihnen gesprochen, als wüsste ein Jeder, was Feuer–Luft–Wasser–Erde in deren ursprünglicher Beschaffenheit als die Anfänge von Allem ist: Ja! Man nennt sie „Grundstoffe des Weltalls“; aber das Urteil eines auch nur mittelmäßig Begabten muss so ausfallen, dass diese Stoffe doch noch nicht einmal beanspruchen können, mit den Silben, aus denen die Wörter und mit diesen dann die Sätze zusammengesetzt sind, gleichgesetzt zu werden, von den Buchstaben ganz zu schweigen.

Aber Pláton's jetzige Erklärung geht auf folgendem Weg vonstatten: Der *eigentliche* Urgrund – oder vielmehr: die *eigentlichen* Urgründe, oder wofür man sie sonst erklären will –, *dies* wird hier *nicht* zur Erörterung gelangen; denn – und dies ist dafür verantwortlich – es ist sehr schwierig, gemäß des hier eingehaltenen Verfahrens der Darstellung seine Meinung klar und zufriedenstellend zu entwickeln. Daher dürft Ihr ihm nicht zumuten, nun darüber sein letztes Wort zu sprechen; und auch er selber will sich nicht einreden, er täte recht daran, eine so gewaltige Aufgabe auf sich zu nehmen.

Ich halte jedoch an dem von ihm gleich zu Anfang eingenommenen Standpunkt fest, der sich auf die Kraft des bloß Wahrscheinlichen einschränkt; und in diesem Sinn will er nun in diesem zweiten Anlauf versuchen, eine Darstellung zu geben, die an Wahrscheinlichkeit hinter keiner anderen zurücksteht, sondern sie eher übertrifft.

Deswegen bittet er – und bitte mit ihm auch ich – den Gott, er möge ihn – wie jetzt auch mich – durch die Klippen einer seltsamen und merkwürdigen Darstellung hilfreich hindurchführen, nämlich: hinleiten in das ruhige Fahr-

wasser der Wahrscheinlichkeit. Und in diesem Sinn stell' ich Euch jetzt seine zweite Ansicht so dar, wie er sie so bis vor wenigen Wochen aufrecht erhalten hat, und beginne wieder von vorne.

Seine abermalige Darstellung des Anfangs des Weltalls muss sich nämlich auf eine umfassendere Unterscheidung gründen, als dies bei der vorherigen der Fall gewesen ist: Dort unterschied er zwischen *zwei* Gattungen; jetzt hingegen muss er noch eine weitere – und damit *dritte* – Gattung mit einbeziehen. Für das zuvor Vorgetragene reichten jene beiden aus:

- die eine als urbildliche Gattung vorgestellt, die unveränderlich und nur durch das Denken erfassbar ist; und
- die andere als ein Abbild des Urbilds, dem Entstehen–Vergehen unterworfen und durch das Sehen erfassbar.

Eine dritte unterschied er damals noch nicht; denn er war da davon überzeugt, er würde bei seiner Erörterung mit diesen beiden auskommen.

Jetzt hingegen scheint der Gang der zwischenzeitlich erfolgten Erörterungen und der durch diese veranlassten Untersuchungen eine schwer zu fassende und zudem dunkle Gattung mit ins Spiel bringen zu müssen; und er will sie durch die nun folgende Darstellung ins Licht zu setzen:

Welche Bedeutung ist dieser dritten Gattung, ihrem Wesen nach, beizulegen? Etwa die folgende: Sie ist als Empfängerin und gleichsam als Amme alles Werdens zu erachten, als Mutter des Entstehens–Vergehens.

Dies ist zwar richtig gesagt, erfordert aber doch eine nähere Erläuterung. Doch diese hat ihre Schwierigkeit; denn zu ihrem Zweck müssen erst einmal die Unklarheiten weggeräumt werden, die sich an die Fragen über das Feuer und die anderen drei Grundstoffe knüpfen. Es ist nämlich durchaus schwer, von jedem einzelnen Feuer oder Wasser genau zu sagen, welches von ihnen man denn nun mit mehr Recht als „Wasser“ denn als „Feuer“ zu benennen hat, und welches von ihnen man eher mit irgendeinem beliebigen Namen als mit einem der einzelnen Vier Großen Grundstoffe wie auch mehrerer oder auch aller von ihnen zu bezeichnen hat, damit man eine zuverlässige und sichere Bezeichnung verwendet.

Dieses soll damit gesagt werden, solche Bedenken betreffend: Bei dem mit „Wasser“ bezeichneten Grundstoff sieht man, dass – unseren Annahmen entsprechend – dieser beim Verdichten zu Erde – und dabei gelegentlich sogar zu Stein – wird, hingegen beim Entdichten durch Lockerung und Verflüchtigung zu Luft und Hauch, die Luft beim Erhitzen schließlich zu Feuer. Und umgekehrt nimmt das Feuer, wenn es zusammengeballt wird und dabei erlischt, wieder die Gestalt von Luft an; und die Luft, wenn sie sich wiederum zusammenballt und verdichtet, wird dann zu Nebel und zu Wolken; und verdichten sich diese noch stärker, so entwickelt sich aus ihnen das strömende Wasser des Regens, und aus dem Wasser bei erneuter Verdichtung wiederum Erde und Stein.

So also wandeln sie sich im Kreislauf ineinander um; und eben darin besteht – wie es scheint – das *Werden*, nämlich: das *Entstehen–Vergehen*.

Demnach erscheint keiner dieser Grundstoffe allezeit als derselbe; wel-

cher von ihnen kann dann mit Sicherheit als ein bestimmter Solcher und daher nicht auch ebenso gut als ein Anderer erachtet werden? Können wir dies tun, ohne uns vor uns selber zu schämen? Gewiss nicht! Vielmehr ist es das weitaus Sicherste, sich darüber folgende Ausdrucksweise zur Regel zu machen:

Ein Jedes, was man bald in dieser und bald in jener Form sieht, wie z.B. das Feuer, soll man beim Vorliegen desselben *niemals* „Feuer“ als ein *Dieses* nennen, sondern stets „Feuer“ als ein *Derartiges*; und ebenso soll man auch stets das Wasser *nicht* als ein *Dieses*, sondern stets als ein *Derartiges* verstehen, und desgleichen auch keine anderen Dinge als fest in sich bestehend, wofür wir, darauf hinweisend, dann die Ausdrücke „dieses“ und „das da“ verwenden, mit denen wir uns einbilden, etwas Wirkliches zu bezeichnen. Denn diese Erscheinungen entziehen sich jedem Zusammensein und jeder Gemeinschaft mit den Ausdrücken „dieses“ und „das da“ und „dem da“, sowie überhaupt jeder Redewendung, die sie als etwas Seiendes darstellt.

Das Wort „dieses“ darf man überhaupt von keinem derselben anwenden; vielmehr darf man von jedem Einzelnen wie auch von allen zusammen nur „das Derartige“ – als eine in ihrer Bedeutung sich entsprechend wandelnde Bezeichnung – gebrauchen. Auf *diese* Weise kann man dann den Namen „Feuer“ auf alles das anwenden, was überhaupt als ein *Derartiges* – als ein derartiges Feuer – erscheint, und so auch bei allen anderen Dingen, die dem Werden unterliegen.

Worin nun das jeweilige Einzelne *als entstehend dargestellt* wird und *woraus es mit seinem Vergehen* wieder verschwindet, *das allein* darf man „dieses“ nennen und ihm die Bezeichnung „das da“ geben; hingegen darf man auf eine bloße Beschaffenheit – wie: Warmes oder Weißes oder irgend ein anderes Glied eines Gegensatzes oder irgendetwas aus solchem Zusammengesetztes – *keinen* dieser Ausdrücke verwenden.

An einem Beispiel sei dies noch deutlicher gemacht. Man nehme an, es habe jemand aus Gold alle möglichen Arten von Figuren gebildet und wäre dabei unermüdlich damit beschäftigt, jede einzelne von ihnen unentwegt in eine andere umzugestalten. Wenn nun jemand auf eine einzelne dieser Figuren hinweist und fragt: „Was ist das da?“, so ist es hinsichtlich der Wahrheit das weitaus Sicherste, ihm zu antworten: „Dieses ist Gold!“. Was hingegen die daraus gebildeten Formen – seien es Dreiecke oder andere regelmäßige Figuren oder unregelmäßig Gestalten – betrifft, so darf man von diesen nicht als seiend sprechen, weil sie ja, noch während man sie als seiend darstellt, bereits umgewandelt werden; vielmehr hat man sich bereits zufrieden zu geben, wenn hier der Ausdruck „etwas von dieser Art“ mit einiger Sicherheit auf Zustimmung rechnen darf.

Die gleiche Ausdrucksweise gilt sodann auch für die natürliche Aufnahmestätte aller Körper: Sie muss immer als *die selbe* genommen werden; denn sie wird niemals ihrer eigenen Bestimmung untreu. Allezeit nämlich nimmt sie Alles auf, ohne dabei jemals eine Gestalt anzunehmen, die irgendeine Ähnlichkeit mit das in sie eintretende Gebilde hat. Vielmehr ist sie die gestaltbare

Unterlage für alle Gegenstände des Weltalls; und sie ist der Gestaltung und der Bewegung für alles das empfänglich, was in sie eintritt. Darauf ist es dann auch zurückzuführen, dass sie bald in dieser und bald in jener Form erscheint.

Was dabei in diese Aufnahmestätte irgendwann eintritt und sodann wieder aus ihr austritt, das sind stets Abbilder des Seienden, anders gesagt: Abdrücke des Seienden, die auf eine wunderbare und schwer zu beschreibende Weise zu beschreiben sind. Darauf wird später noch zurückzukommen sein.

Also sind nicht *zwei*, sondern *drei* Gattungen in Betracht zu ziehen, nämlich:

- das werdende, als das sich im Entstehen–Vergehen Befindende;
- das, worin das werdende entsteht–vergeht; und
- das Urbild, von dem das werdende als Abbild her stammt.

Es hat dabei wohl seinen guten Sinn, wenn man das *Aufnehmende* mit der Mutter, das *Urbildliche* mit dem Vater, und das vom Vater her in der Mutter *Hervorgehende* mit dem Kind vergleicht.

Hierbei ist unbedingt zu beachten, dass – wenn diese Abdrücke, die dem Auge jede mögliche Vielfalt zeigt – dann *das*, worin diese Abdrücke dem Auge als Abdrücke erscheinen, auf jeden Fall *so* bestellt sein muss, dass es *selber* von *keinerlei* Gestalt ist; denn Gestalten der unterschiedlichsten Art hat es ja von irgendeiner Seite her überhaupt erst aufzunehmen. Wär' es hingegen irgendeiner der in es eintretenden Gebilde ähnlich, so würde umgekehrt beim Eintreten von Gebilden verschiedener oder gar entgegengesetzter Art nur mangelhafte Abbildungen zustandekommen können; denn seine eigene Gestalt würde dann durch jene anderen stets hindurchschimmern.

Daher muss das, was alle Gebilde in sich aufzunehmen hat, selber ohne jegliche Gestalt sein. Verglichen werden kann das mit dem Herstellen wohlriechender Salben: Man bemüht sich zunächst mit Geschick, eine feuchte Unterlage herzustellen, die möglichst geruchlos ist; denn nur sie kann sodann alle weiteren Gerüche unverfälscht in sich aufnehmen. Verglichen werden kann dies auch mit dem Vorgehen, in irgendwelche weichen Stoffe Formen abzudrücken: Diese Stoffe werden dann vorab solange geglättet, bis auf ihnen keine Formen mehr zu erkennen sind; denn nur so ist gewährleistet, dass die auf ihn einzuprägende Form nicht durch eine in ihm noch vorhandene Form verfälscht wird. Daher hat auch das, was dazu bestimmt ist, in seinem ganzen Umfang allezeit vergängliche Abbilder des Unvergänglichen in sich aufzunehmen, selber seiner Beschaffenheit nach ohne jegliche Form zu sein.

Und deswegen darf man die Mutter und Empfängerin des Sichtbaren und überhaupt in jeder Beziehung wahrnehmbar gewordenen weder „Erde“ noch „Wasser“ noch „Luft“ noch „Feuer“ nennen. Und man darf auf sie weder die Bezeichnungen dessen anwenden, was aus diesen Grundstoffen Feuer–Luft–Wasser–Erde durch Mischungen sowie durch Verdichtungen und Entdichtungen geworden ist. Vielmehr ist sie als ein unsichtbares und gestaltloses, dabei jedoch allempfängliches Etwas erachten, das in einer ganz unerwarteten Weise an dem nur Denkbaren und daher am Ewigen teilnimmt, jedoch dabei nur

sehr schwer zu begreifen ist.

Um der Beschaffenheit dieser Empfängerin so weit wie möglich auf die Spur zu kommen, wird man am Richtigsten folgendermaßen urteilen: Es erscheinen in ihr

- als Feuer in jedem Fall der entzündete Teil von ihr,
- als Luft in jedem Fall der bewegende Teil von ihr,
- als Wasser in jedem Fall der flüssig gewordene Teil von ihr, und
- als Erde in jedem Fall der fest gewordene Teil von ihr.

Durch die folgende Überlegung sei diese Sache noch genauer und schärfer bestimmt, ansetzend mit den Fragen: „Gibt es ein Feuer-an-und-für-sich? Und verhält es sich so auch mit allem Anderen, das wir – unserer laxen Sprechweise nach – im Einzelnen als *an und für sich seiend* erachten? Und kommt den Dingen, die wir mit den Augen sehen oder die wir durch irgendeine andere Empfindung vermittelt unseres Somas wahrnehmen, allein die eigentliche Wirklichkeit zu? Und gibt es tatsächlich außerdem nichts Anderes? Ist es dann blankes Blendwerk, wenn wir regelmäßig eine Allgemeinheit – einen allgemeinen Unterschied, eine Idee – für jedes den Sinneskräften Gegebene voraussetzen, weil es sich bei dieser Idee um einen bloßen Namen handle?“

Es würde schlecht zu Pláton passen, diese Fragen nicht erneut zu untersuchen, sondern vielmehr sich auf die Antwort: „So ist es, und nicht anders!“ zu beschränken. Andererseits will er sich – wie er hierzu geschrieben und mir auf Nachfragen bestätigt hat – davor hüten, seine an sich schon umfangreiche Untersuchung durch eine lange Nebenuntersuchung noch weiter auszudehnen ...

Antisthénés: Aber so breit und ausgedehnt ist sie doch an dieser Stelle noch garnicht! Da bin ich von ihm ja ganz Anderes an breit Ausgeführtem gewohnt. Vielmehr hält er sich – trotz der allzu vielen Wiederholungen und seines auch an-sonsten breit angelegten Schreibstils – bis dahin vergleichsweise kurz, verglichen zum Beispiel mit seinen bisherigen Ausführungen in den fünf Büchern der „Politeia“ sowie ...

Xanthíppe: Bitte, mein teuerster Antisthénés, unterbrich' den guten Hermokrátes nicht; lass ihn vielmehr – ihm wie auch uns zuliebe – seinen Bericht über Pláton's jetzige Lehre vollständig zuende führen! Denn ...

Theodóros: Leider muss ich nun, verehrte Gastgeberin, Dich selber unterbrechen. Denn was uns Hermogénes hier vorträgt, ist *nicht* mehr Pláton's *gegenwärtige* Naturphilosophie.

Doch, guter Hermokrátes, so wie unsere Gastgeberin, so bitt' nun auch ich Dich, in Deinem Bericht fortzufahren und ihn – ohne etwas wegzulassen, wie allerdings auch, ohne ihm etwas hinzuzufügen – zuende zu führen!

Hermokrátes: Pláton will sich, wie gesagt, davor hüten, hier eine allzu lange Nebenuntersuchung einzuflechten, will sie aber auch nicht ohne Begründung aufstellen. Wenn sich ihm einmal eine Begriffsbestimmung wie die hierzu erforderliche bieten sollte, die einen so großen Inhalt mit nur wenigen Worten umspannt, so wär' ihm dies höchst wünschenswert. Doch in der hier gebotenen Kürze lautet seine Begründung:

Einsicht durch Vernunft einerseits sowie wahres Meinen andererseits sind zwei verschiedene Arten des Erkennens. Nun sind die Allgemeinheiten – die Ideen – bloß denkbare Wesenheiten und dem Wahrnehmen mit den äußeren Sinnen nicht zugänglich. Daher kommt ihnen unter allen Umständen wirkliches Sein zu. Würde sich nun wahre Meinung – wie Einige meinen – in nichts von der vernunftgetragenen Einsicht unterscheiden, dann müssten wir allem, was wir vermittels des Somas wahrnehmen, unbedingte Sicherheit zuschreiben. Aber wir müssen sie durchaus als zwei unterschiedliche Arten erachten; denn sie unterscheiden sich von einander sowohl nach ihrem Ursprung als auch nach ihrer Beschaffenheit:

- Die eine wird uns durch Belehrung, die andere hingegen durch Überredung zuteil; und
- die eine steht in unauflösbarem Bund mit wahrer Einsicht, wogegen die andere der eigentlichen Einsicht entbehrt; sowie
- die eine lässt sich durch Überredung nicht beseitigen, während die andere der Veränderung durch Überredung durchaus zugänglich ist; und
- die Vernunfteinsicht ist – neben den Göttern – nur ein geringer Teil der Menschheit teilhaftig, der wahren Meinung hingegen – wie schwerlich abzustreiten ist – jeder Mensch.

Angesichts dieser – und verwandter – Sachverhalte müssen diese drei Gegebenheiten angenommen und zugegeben werden:

- zunächst das Gebiet der unwandelbaren Allgemeinheiten und Unterscheidungen – kurz: der Ideen –, die ungeworden und unzerstörbar sind, die weder von einer anderen Seite etwas Anderes in sich aufnehmen noch selbst teilweise oder ganz in irgendetwas Anderes eintreten, die den Augen verborgen und auch den anderen äußeren Sinnen nicht zugänglich sind, kurz: deren Betrachtung die Angelegenheit des reinen Denkens ist;
- sodann das, was zwar mit den Ideen gleichbenannt und diesen zudem auch ähnlich ist, das jedoch erzeugt ist, das in unentwegter Bewegung ist, das an einem bestimmten Ort entsteht und von da wieder verschwindet, kurz: das durch Meinung im Verbund mit der Sinneswahrnehmung erfassbar ist;
- schließlich das ewige Reich des Raumes, der keiner Vernichtung zugänglich ist, der allem Entstehen eine Stätte gewährt, der selbst ohne Sinneswahrnehmung ist, kurz: der durch eine Art von unechter Einsicht erkannt wird, was eine starke Zumutung an das ist, was wir üblicherweise glauben.

Denn unser Glauben geht zumeist dahin, dass wir denken und sagen, alles Seiende müsse doch einem bestimmten Ort im Raum einnehmen; und was sich daher nirgendwo im Raum aufhalte, das habe überhaupt kein Sein. Dies nun ist ein sehendes Träumen; und die daraus hervorgehenden Einbildungen übertragen wir – infolge dieses Traumzustands – auch auf das Reich des nie schlafenden, des wahrhaften Seins.

Zumeist sind wir beim Erwachen aus diesem sehenden Schlafen dann nicht einmal gleich fähig, durch richtiges Unterscheiden die Wirklichkeit zu ermitteln, die von dieser Beschaffenheit ist:

Ein Bild trägt ja den Grund seiner Entstehung keinesfalls in sich selbst;

vielmehr ist es nur eine flüchtige Erscheinung von etwas Anderem. Deshalb muss das Bild, wenn es überhaupt etwas – nämlich: ein Bild von Etwas – ist, sein Entstehen in etwas Anderem finden, um irgendwie am Sein teilzuhaben. Dagegen steht dem wahrhaft Seienden der streng wahre Satz zur Seite, dass: solange etwas einerseits dieses Andere und andererseits auch jenes Andere sein soll, von denen keines von beiden im jeweils anderen entstanden ist, dann das selbe zugleich Eins und auch Zwei sein würde.

So ist daher Pláton's wohlwogener Urteil in der hier gebotenen Kürze wie folgt zusammenzufassen:

◇ „Das Seiende und der Raum und das Werden bestanden in drei gesonderten Gattungen bereits vor der Entstehung des Weltalls“

Und von der Amme bzw. Mutter des Werdens gilt zudem alles dieses:

◇ „Da sie nicht nur feuerartig sowie luftartig sowie wasserartig sowie erdartig wird – in anderen Worten: da sie sich nicht nur als Feuer sowie als Luft sowie als Wasser sowie als Erde darstellt – und zudem alle Zustände durchmacht, die mit diesen vier Arten des Erscheinens zusammenhängen, deswegen bietet sie dem Auge einen sehr vielfältigen Anblick dar. Und da die sie erfüllenden Kräfte weder gleichartig noch mit sich im Gleichgewicht sind, so befindet auch sie selber sich nicht im Gleichgewicht; und wie sie – recht ungleichmäßig nach allen Seiten hin- und herschwankend – einerseits selbst von jenen sie erfüllenden Gestalten erschüttert wird, so setzt sie andererseits durch ihre eigene Bewegung jene sie erfüllenden Gestalten in Erschütterung, sodass diese dann, derart aufgerüttelt, sich von einander trennen und sich mit unterschiedlicher Schwungkraft fortbewegen, die einen nach dieser und die anderen nach jener Stelle hin.“

Dies gleicht den Vorgängen, die sich beim Reinigen des Getreides bei dessen Durchsieben und Worfeln abspielen: Die festen und schweren Teile fallen an einer anderen Stelle nieder als die lockeren und leichten.

In vergleichbarer Weise wurde vor Urzeiten die Trennung der Vier Großen Grundstoffe von einander herbeigeführt: indem diese von der Empfängerin – die ja selber in Bewegung war gleich einem die Erschütterung bewirkenden Werkzeug – in Schwungbewegung versetzt wurden, sonderte sich das am wenigsten Gleichartigste in weitester Entfernung von einander ab, während sich das am meisten Gleichartige auch zumeist an der gleichen Stelle sammelndrängte; so erhielt also ein jedes von ihnen seinen besonderen Platz, noch bevor aus ihnen das Weltall aufgebaut und hergestellt wurde.

Ehe es dazu kam, fehlte es bei ihnen noch an jeder regelnden Ordnung und an jedem Maß. Sobald dann jedoch der Anfang zur Ordnung des Weltalls gemacht wurde, gab der Gott als nächstes dem Feuer, der Luft, dem Wasser, der Erde – die zwar bereits gewisse Spuren ihrer jeweiligen Eigenart in sich trugen, sich aber doch noch in einem Zustand befanden, den Pláton und auch ich und manche Andere überall da voraussetzen, wo der nicht entstandene und nicht vergehende Gott sich noch abseits hält – dann ihre bestimmten Formen nach Gestalt und Zahl. Dass Gott dabei sie, die zuvor ganz anders geartet waren, nun zu möglicher Schönheit und Vollkommenheit zusammenfügte, das

muss uns – wie immer – als unumstößlicher Grundsatz gelten.

So also beschreibt mein Bruder jetzt die Vorgeschichte der Entstehung des Weltalls; und so – mit diesem Hinweis auf den Beginn des Wirkens des Gottes – schließt er diesen Nachtrag ab.

Kríton: So hab' auch ich diesen Nachtrag Pláton's in Erinnerung. Doch Dich, mein Antisthénés, drängt es ganz offenkundig danach, hierzu etwas zu bemerken. Sprich also nun!

Antisthénés: Nur nebenbei will ich dieses bemerken, weil ich es jetzt erst bemerkt hab': Eigentlich braucht Pláton hier seine Hypothese von dem Gott garnicht mehr; und nur recht verlegen hat er sie im letzten Absatz noch aufgegriffen, wiewohl sie da nicht die Spur von einer neuen Erkenntnis einbringt.

Kríton: So ist es in der Tat. Doch auch Dich, verehrte Witwe unseres dahingeschiedenen Meisters, drängt es offensichtlich zu einer Bemerkung.

Xanthíppe: Ja, mich drängt es dazu. Denn unser Pláton hat da eine Erkenntnis aufgegriffen, die mein Gatte von einem Weisen aus dem Osten – aus Syrien – erhalten hatte. Dieser hatte seinerzeit – bei seinem Besuch in Athen, wohin er von den Priestern des Apóllon-Tempels eingeladen worden war – darauf hingewiesen, dass man zwar für die gleichmäßig-geraden Bewegungen nicht auf die Annahme von Kräften zurückzugreifen braucht, wohl aber bei allen nicht in gerader Linie verlaufenden Bewegungen; und mancherlei Beispiele hat er als Beleg dafür aufgeführt, nicht zuletzt das der Steinschleuderer aus dem Westen des Mittelländischen Meeres, die sich als Söldner ja selbst den Persern anbieten.

Und so hoff' ich für ihn, dass ihm auch irgendwann noch andere Einsichten meines Gatten, den Raum und seine Eigenschaften betreffend, irgendwann in seinem ihm – Pláton – verbleibenden Leben doch noch zu Eigen werden.

Kratýlos: Was aber, beste Kennerin der Einsichten Deines verstorbenen Gatten, waren dann jene, die den Raum betreffen: nicht den Raum eines Geometers, sondern den Raum des Weltalls? Denn ich selber habe mir da noch wenig Gedanken darüber gemacht; und was soeben von Pláton's Lehre berichtet worden ist, das ist auf jeden Fall – darin, aber auch nur darin geb' ich ihm Recht – absonderlich, und zwar so absonderlich, dass ich keine Minute meiner mir kostbaren noch verbleibenden kurzen Lebenszeit damit vergeuden möchte, sie auf ihre Richtigkeit hin zu überprüfen.

Pláton ist ja – betrachtet man seine Philosophien seit dem Tod des Sokrates, des Freundes und Gefährten meines Vaters – in seinen Lehren nur an zwei Stellen nicht hin- und hergeschwankt:

- das eine ist seine aristokratische Grundauffassung zu dem, was als Recht und für ihn daher auch als Gerechtigkeit zu gelten hat, wenngleich er darin bislang keine gerade Linie eingehalten hat; und
- das andere ist seine eleatische Grundauffassung von dem Allgemeinen – von den allgemeinen Unterschieden, von den Ideen –, wenngleich er da nicht nur in seinen Begründungen, sondern gar zu oft auch noch in der Wahl seiner Worte und Ausdrücke hin- und hertorkelt, gleich einem Angetrunke-

nen, der von Piraios die lange Mauer entlang nach Athen zurückwankt.

Mein geistiger Vater Herakleitos hätte beim Anblick solchen Philosophierens zweifellos – ob mit Schmunzeln oder mit Kopfschütteln, das weiß ich nicht – festgestellt: „Ja, ich hab’ ganz Recht; denn wirklich: Alles fließt, selbst das angeblich aus sich selbst heraus seit Ewigkeit sich stets gleichbleibende Seiende wie dann eben auch das Philosophieren darüber!“

Mich hingegen würd’ es sehr wundern, wenn mein Sokrátes, der doch längere Zeit mein Weggefährte gewesen ist, insgeheim ähnliche Auffassungen vom Raum entwickelt hätte!

Xanthíppe: Dies ist nicht der Fall; sei also ganz beruhigt!

Vielmehr hat sich mein Lehrer und Meister ...

Kratýlos: ... dessen Schülerin Du ja warst, seit Du als blutjunges Mädchen in die Schule des Protagóras eingetreten und dort dem Tutorium des Sokrátes zugewiesen worden bist ...

Xanthíppe: ... stets bemüht, Unebenheiten unseres Sprachgebrauchs, die zwar für die Zwecke des Alltags unerheblich, für die Zwecke des sauberen Philosophierens jedoch erheblich in deren Auswirkungen sind, aufzuspüren, bevor der Philosoph darüber stolpert; denn vornehmlich dieses Stolpern verursacht jenen schwankenden Gang, und seltener zumeist die Trunkenheit des Verliebtseins in die eigenen Formulierungen.

Dazu hat vor allem gehört, Verwischungen von Stufen des als seiend Angenommenen sowie der Ebenen des Denkens und Sprechens aufzudecken.

Aber Du lächelst in Dich hinein, bester Eykleídes! Siehst Du dies denn nun etwa nicht mehr so?

Eykleídes: Ganz im Gegenteil, tapfere Xanthíppe! Ich bleibe vielmehr dabei, dass er, der doch nicht nur mit seinem Körper, sondern auch mit seinem Geist schneller rennt als seine Augen dabei mitzumachen in der Lage sind ...

Antisthénés: Aber eben dieses schnelle Rennen hat ihn mehrfach vor der Gefangennahme und dem sich daraus ergebenden Verkauftwerden als Sklave gerettet!

Eykleídes: Mag sein; aber darum geht’s mir jetzt nicht. Vielmehr geht es mir jetzt um dieses:

Das allzu schnelle Rennen führt dazu, dass man erstens gelegentlich über ein nicht gesehenes Hindernis stolpert, wie auch, dass man sich dabei selber ver stolpert, indem man sich selber ein Bein stellt.

In dem vorhin aufgeführten Beispiel vom Liegenden–Sitzenden–Stehenden geht es zwar um ein- und denselben Menschen, aber eben um drei auf verschiedenen Ebenen angesiedelten Arten seines Denkens. Hält man diese drei aufeinander folgenden Ebenen nicht auseinander, so führt dies unweigerlich zu Ungereimtheiten.

Zwar lässt sich *Alles* auf *irgendeiner* Ebene – die nicht bei Drei eine obere Schranke hat, sondern als unbestimmt-fortlaufend zu verstehen ist – angeben und beschreiben; Pláton zieht daraus jedoch den Schluss, dass es *irgendeine* – nämlich: *eine*, genauer: *seine* – Ebene des Denkens und Sprechens gibt, auf

der *Alles* beschrieben werden kann; und ...

Antisthénés: Dies ist vergleichbar mit dem Fehlschluss, wonach, wenn *jeder* Mensch eine Mutter hat, es *dann* auch *eine* Mutter für jeden Menschen gibt!

Eykleídes: So ist es. Er aber geht – möglicherweise, ohne dies selber zu bemerken – in seinem Sprechen und Schreiben und demnach wohl auch in seinem Denken vom Gebrauch *einer* Sprache für *jede* Art des Sprechens aus, seine *dabei* verwendeten Art des – äußeren oder auch inneren – Sprechens mit inbegriffen.

Den Begriff der Wahrheit hat ja bereits der von Pláton so heftig angefeindete Protagóras untersucht und in einem Buch erörtert, in einem Buch, von dem Ihr Athener alle in Eurer Stadt auftreibbaren Kopien verbrannt habt; und eben diesen Begriff seines Gegners übernimmt Pláton für seine eigenen Zwecke, nämlich zum Erstellen einer – angeblich ihm bekannten und vertrauten – vollständigen und allumfassenden Wahrheit. Dadurch aber stolpert er dann über sein eigenes Bein und stürzt mit seiner Stirn auf die Bruchsteine der sich dadurch ergebenden Widersprüche.

Im Fall eines körperlichen Sturzes führt dies zu erheblichen körperlichen Schmerzen, die einen dann zumeist davor zurückhalten, auch künftig so unbedacht zu rennen. Auch Fall eines geistigen Sturzes kann dies zu Schmerzen führen, dann eben zu geistigen Schmerzen.

Mein Schülers Eybylídes hat dies vor wenigen Monaten aufgezeigt: Demnach wendet Pláton diesen fehlerfreien Wahrheitsbegriff des Protagóras in fehlerhafter Weise an, und dies, weil er in der Beziehung Erkennender–Erkennen–Erkanntes die Stufung zwischen Erkennender–Erkennen einerseits und Erkanntem andererseits nicht kennt und daher nicht unterscheidet, sozusagen keine Idee hat von diesen stufenweise aufeinander folgenden Ebenen des Zurückblickens auf sein zuvor erfolgtes Erkennen im nunmehrigen Erkennen. Eben deswegen ist er durch dieses fehlerhafte Anwenden von etwas Fehlerfreiem schwer gestürzt, nämlich in einen – in seinem Gedankengebäude beweisbaren – Widerspruch, in eine Antinomie.

Aber entweder ist er in geistiger Hinsicht schmerzunempfindlich, oder er hat – sollt' ihn dabei ein geistiger Schmerz gepeinigt haben – dessen Ursache woanders gesucht als da, von wo aus sie wirkt. Jedenfalls hat er vom Verwischen der gebotenen Einteilung des *Rückblickens-auf* in aufeinanderfolgende Ebenen des Erkennens noch nicht in erkennbarer Weise Abstand genommen.

Möglicherweise sieht Pláton den von Dir, Antisthénés, auf den Punkt gebrachten Fehlschluss nicht; oder er sieht ihn zumindest nicht ein. Denn er be-geht ihn ja an vielen Knotenpunkten seiner Denk-Linien:

Vorhin ist mir bereits aufgefallen – aber so richtig klar ist mir dies erst soeben, treffliche Xanthíppe, durch Deine Darlegung geworden –, dass Pláton so schließt: „Weil im Weltall *Alles* geworden ist, *daher* ist auch das Weltall *insgesamt* geworden, d.h.: entstanden.“

Und vorher hat er geschlossen: „Weil es im unterschiedslosen Gewoge kei-

ne *Zeitmessung* gibt, deshalb gibt es in ihm auch keine *Zeit*, d.h.: keine *zeitliche Abfolge* des unterschiedslosen Hin- und Herwogens der *Phýsis*.“

Mühsam und zeitraubend ist's, bei ihm alle die – teils offensichtlichen und teils geschickt versteckten – Kategorienfehler allesamt aufzudecken; und deswegen belass' ich's hier bei diesen beiden Beispielen.

Im unterschiedslosen Gewoge gibt's ja auch keine Raummessung; aber dennoch beharrt er darauf, dass es davor – demnach vor dem urplötzlichen Tätigwerden seines Gottes nach dem Aufwachen aus seinem seit Ewigkeit her andauernden Dahindämmerns – durchaus bereits einen Raum gegeben hat: warum dann aber nicht zugleich eine Zeit, da es in diesem Raum doch auch Bewegungen gibt?!

Xanthippe: Genau dies ist die Frage, mit der sich mein verstorbener Gatte oft und oft herumgeschlagen hatte.

Nun war die Ausbildung, die er in seiner Jugendzeit in der Arithmetik und in der Geometrie erhalten hatte, auf die spätere Betätigung in dem für ihn vorgesehenen Beruf angelegt; und in seinen drei letzten Lebensjahrzehnten war er dann – neben seiner Ausbildung bei Anaxagóras, bei Protagóras, und in geringem Umfang auch bei Gorgías – nicht mehr imstande, alles das zu erfassen und nachzuvollziehen, was Du – der damals noch recht junge Theodóros – ihm beim Hin- und Hergehen vorgetragen hattest.

Die eine oder andere kleine Hilfe hab' ich ihm geben können; denn meine schulische Ausbildung ist – als Kind nicht allzu reicher Adelige – etwas günstiger verlaufen als die seine. Was aber beispielsweise die nichterfassbaren Zahlen betrifft – ob es diese im Unendlichen gibt, wie Anaxagóras gemeint zu haben scheint, oder ob das Sprechen von ihnen nur eine irreführende Sprechweise ist, wie Sokrátes dann und wann vermutet und befürchtet hat –, darüber wie auch über Ähnliches bin ich ihm die Antwort schuldig geblieben.

Auch hab' ich ihm nicht zweifelsfrei sagen können, ob die Reihe der Anzahlen mit Eins beginnt – wie Pláton seit jeher, darin seinen geistlichem Vater Parmenídes folgend, vorzutragen nicht müde wird –, oder ob sie mit Null beginnt, wie Sokrátes, seinem syrischen Meister darin folgend, zumeist vermutet hat; denn meinen Mann hat kein Schrecken des Leeren – des Nicht-Seins – geplagt. Er hat es nur als bedauerlich erachtet, dass die griechischen Mathematiker – anders als manche Mathematiker des Ostens – kein eigenes Symbol für die Anzahl Null eingeführt hatten: „Es sind doch – mit Dir und meinem treuen Aischínes – jetzt hier in diesem Zimmer zwei Männer, eine Frau, und null Hunde!“, so hat er es einmal ausgedrückt.

Auch hat ihn nicht die Frage geplagt, was und wie der *Raum-an-sich* ist. Vielmehr hat er als *Raum* den *Raum-für-uns* genommen, nämlich: den Raum, den wir sein den erhaltenen Anleitungen durch die Priester Ägyptens mit einem – als Maßstab verwendeten – Schilfrohr ausmessen: Wir messen die einzelnen Strecken dadurch, dass wir Wiederholungen dieses Schilfrohrs in geeigneter Weise aneinanderfügen; und wir berechnen – auf diesem Messverfahren aufbauend – einzelne Strecken dadurch, dass wir allgemeine Zusammenhänge, das so Gemessene betreffend, zusätzlich mit einbeziehen.

Daher hat sich mein Gatte Sokrátes damit begnügt, den Raum als das Geflecht der Beziehungen zwischen solchen Abständen und deren Endpunkten wie auch das Zusammenfügen solcher Abstände in die drei Richtungen Länge–Breite–Höhe zu erachten, und als nichts Anderes.

Ein Denken von der Art, es gäb' eine aus sich heraus bestehende Raum-Strecke, die sodann beim Eintreten einer Phýsis durch eine solche Phýsis-Strecke verdrängt wird, ein solches hat er nicht gehegt; er hat sich ja auch nicht mit der Frage gequält, wie und warum in einem Teil der Mutter ein Embryo entsteht, der zwar ein von der Mutter verschiedener Gegenstand aber nach wie vor ein Teil der Mutter ist, um bei Pláton's Beispiel zu bleiben.

Einen Zeitfluss besitzen auch die Wellen des Meeres, wiewohl wir nicht dazu in der Lage sind, sie als Werkzeuge der Zeitmessung zu verwenden. Und desgleichen besitzen sie zu jeder Zeit eine räumliche Ausdehnung, wiewohl wir zu keiner Zeit dazu fähig sind, diese mit irgendwelchen Werkzeugen zu messen.

Es gibt die Zeit an den sich verändernden Dingen unserer Sinneswelt, nämlich: den Zeitfluss an ihnen sowie die unterschiedlichen Zeitstrecken; und es gibt den Raum an den ausgedehnten Dingen unserer Sinneswelt, nämlich: die Ausdehnungen an ihnen sowie die unterschiedlichen Raumstrecken. Aber eine blanke und von den Dingen freie Zeit sowie eine blanker und von den Dingen unabhängiger Raum – somit eine Zeit-an-sich und einen Raum-an-sich –, so etwas sollte sich nur jemand genau ausdenken, wenn er dies danach auch genau aussprechen und beschreiben kann; alles Andere braucht nicht geglaubt zu werden. Aber selbst dann, wenn es eine von den Dingen der Zeit nicht abhängige Zeit sowie einen von den Dingen des Raums nicht abhängigen Raum widerspruchsfrei beschreibbar wäre, so bleibt die Frage unbeantwortet, wie und auf welche Weise wir dann damit umzugehen haben: Benötigt werden sie nicht, wie die Beispiele der Zeitvermesser und der Raumvermesser zeigt, die von solchen Allgemeinheiten keine blasse Ahnung haben und dennoch ihr Geschäft bestens beherrschen, viel besser jedenfalls als solche Philosophen, die – neben der Zeit an den Dingen und dem Raum an den Dingen – zusätzlich noch das Bestehen einer Zeit-an-sich und eines Raums-an-sich behaupten.

Ich streite dabei nicht ab, dass der Mathematiker bestimmte allgemeine Eigenschaften von Zeit und Raum ohne Bezug auf zeitliche sowie auf räumliche Strecken angeben kann. Aber zur ganz genauen Bestimmung der Zeit sowie des Raums muss er diese Strecken mit einbeziehen, als allgemeine Beschreibung der von den Zeitvermessern sowie von den Raumvermessern bei deren Betätigungen benützten Werkzeuge.

Doch, lieber Theodóros, Du hast vorhin eine dunkle Andeutung gemacht. Worauf – in Pláton's zweitem Anlauf zur Erstellung einer eigenen Naturphilosophie – bezieht sich diese? Denn dass er sich vom Raum als einem An-Sich und von der Zeit als einem Erstellten und damit als keinem An-Sich getrennt haben möchte, das ist an sich nicht allzu wahrscheinlich.

Theodóros: Zunächst einmal, beste Xanthíppe, dank' ich Dir für diese

kurze und dennoch ausführliche Erklärung. Denn sie hat mir das bis dahin von mir dunkel Vermutete offen dargelegt, sodass ich dieses nun nicht nur ahne, sondern darüber hinaus auch erkannt haben und somit weiß.

Das Andere betreffend, da sei ganz unbesorgt: Pláton wird nun nichts Entscheidendes mehr zu Zeit und Raum darlegen, und somit auch keine Verbesserung seiner bisherigen Ansicht.

Vielmehr geht es um seine Bemerkung: „Die *eigentlichen* Urgründe, *diese* werden hier *nicht* zur Erörterung gelangen; denn – und dies ist dafür verantwortlich – es ist sehr schwierig, gemäß des hier eingehaltenen Verfahrens der Darstellung seine Meinung klar zu entwickeln. Daher dürft Ihr ihm nicht zumuten, nun darüber sein letztes Wort zu sprechen; und auch er selber will sich nicht einreden, er täte recht daran, eine so gewaltige Aufgabe auf sich zu nehmen.“

Doch seit wenigen Tagen glaubt er, eine derart gewaltige Aufgabe auf sich nehmen und daher nun darüber sein letztes Wort sprechen zu können.

Xanthippe: Und wie lautet dieses?

Theodóros: Er hat – seiner Aussage nach – zwar noch nicht die *Buchstaben*, aus denen sich die Phýsis zusammensetzt, aber nun immerhin die *Silben* dazu gefunden; und die Buchstaben, aus denen sich diese Silben zusammensetzen, die weiß – so berichtet er – noch niemand, da diese nur durch des Gottes unvermittelte Mitteilung vernommen werden können.

Xanthippe: So beschreib' uns denn seine Silben, und dies in größtmöglicher Ausführlichkeit! Denn hoch sind nun hier meine Erwartungen!

Hast etwa Du selber ihm zu einer solchen – offenbar weit über des Demokrítes hinausreichenden – Lehre verholfen, Du als ein treuer Schüler und Jünger des – als von den Gottesfürchtigen Athens verfolgten und verjagten und dabei dann – tödlich verunglückten Protagóras?

Theodóros: Nicht ich, oder jedenfalls nicht unvermittelt ich, wohl aber der junge und begabte Theaitétos, der in der Mathematik mein und in der Philosophie Pláton's Schüler ist, und der zudem, wie Ihr ja zumeist wisst, seit längerem auch sein Liebling ist.

Xanthippe: Dann, lieber Theodóros, ist es nun wohl Deine Aufgabe, uns davon getreu zu berichten!

Theodóros: Dazu, liebe Xanthippe, bin ich nicht in der Lage; denn ich bin ja nicht zugegen gewesen, als Theaitétos dem Pláton von seinem geometrischen Lehrsatz vortrug. Doch mein Schüler berichtete mir später, dass Pláton diesen Lehrsatz bald danach da zur physischen Anwendung brachte. Dabei ist diese Anwendung jedoch durch eine Lücke von erheblichem Ausmaß verunziert, von einer Unschönheit, über die er bis dahin mit unterschiedlichen Ausreden hat hinweghuschen müssen. Doch unser – an Pláton's Stelle hier bei Dir erschienene – Speysíppos war bei allen diesen Unterredungen dabei; und er müsste wohl auch den Text kennen, den Pláton gestern seinem Schreiber diktiert hat. Daher bitt' ich Dich, trefflicher Speysíppos, nun Deinen Onkel würdig zu vertreten!

Speysíppos: Dies will ich machen, vorausgesetzt, dass Ihr meint, ich

wäre dazu fähig. Immerhin aber bin ich dazu fähig gewesen, den Text, der mir zum Korrigieren vorgelegt worden ist, dabei durch mehrmaliges Lesen nahezu auswendig zu lernen.

Xanthippe: Dann also, unser aller Speysíppos, zögere nicht, und lass' uns ohne Verzug das vernehmen, was aus der Theaitétos' Beweis durch Pláton's Deutung sich nun allen – und uns dann wohl voran – an Einsichten auf-tut!

Speysíppos: Es ist dies eine Neufassung des Textes; denn dabei handelt es sich durchaus nicht ausschließlich um das Auffüllen einer Lücke. Dieses Auffüllen der genannten Lücke hat es nämlich nach sich gezogen, dass auch Anderweitiges – zuvor scheinbar bereits Feststehendes – entsprechend der vorgenommenen Ergänzung abzuändern gewesen ist. Nun denn:

Es gilt bei diesem Schließen jener Lücke, die besondere Ordnung für ein jedes der Vier Großen Grundstoffe sowie deren Entstehung Euch in einer ungewohnten Art der Darstellung vorzuführen. Doch da Ihr mit den Mitteln der Geistesbildung, deren man sich bei dieser Darlegung zu bedienen hat, vertraut und darin nicht unbegabt seid, so ist wohl zu hoffen, dass Ihr dieser Darlegung folgen werdet!

Zunächst ist es ja wohl Jedermann klar, dass Feuer sowie Luft sowie Wasser sowie Erde Körper sind. Jede Art von Körpern hat – neben Länge und Breite – auch Höhe; und die Höhe ist nicht ohne begrenzende Flächen denkbar.

Dabei setzt sich jede ungekrümmte und geradlinig begrenzte Ebene aus Dreiecken zusammen; und allen Dreiecken liegen zwei Arten von Dreiecken zugrunde. Beide Arten haben einen rechten und zwei spitze Winkel. Hierbei ist die eine Art gleichschenkelig und hat deswegen zu beiden Seiten der Hypotenuse Winkel von der Größe eines halben rechten Winkels; die andere Art hingegen ist ungleichschenkelig.

Diese beiden Arten von Ur-Dreiecken erachtet Pláton als die Grundlage für das Feuer und die drei übrigen Goßen Grundstoffe; er erachtet dies so bei einer Betrachtungsweise, die sich an das Wahrscheinliche in Verbindung mit dem Notwendigen hält. Die noch ursprünglicheren Anfänge dieser Grundstoffe kennt aber nur der Gott sowie unter den Menschen jene, die ihm besonders lieb sind.

Nun ist darzulegen, welches denn die vier schönsten Ur-Gebilde sind, die zwar nicht miteinander gleichartig sind, aber doch – wenngleich nicht alle – infolge ihrer Auflösung dazu fähig sind, danach aus einander neu zu entstehen. Denn gelingt ihm dies, so ist er damit im Besitz der Wahrheit über die Entstehung des Feuers und der Erde und der beiden zwischen ihnen liegenden Mittleren. *Das* nun wird er sich nicht nehmen lassen, nämlich: dass es für unsere Augen keine schöneren Formen gibt als diese, dabei jedes nach seiner Art. Deswegen setzt er nun seine ganze Kraft daran, diese vier hervorragend-schönen Gebilde so mit einander in Verbindung zu bringen, dass dann gesagt werden kann, man habe deren Beschaffenheit hinreichend begriffen.

Von den beiden erwähnten Ur-Dreiecken lassen die gleichschenkligen nur

eine Art zu, die ungleichschenkligen hingegen unzählig-viele. Daher müssen – um das Vorhaben richtig anzupacken – aus diesen unzählig-vielen die schönsten ausgewählt werden. Kann sich nun jemand rühmen, für die Zusammensetzung der vier zu beschreibenden Gebilde eine schönere Art von Dreiecken ermittelt zu haben, so sei er als Sieger nicht Pláton's Feind, sondern dessen Freund.

Er nun bestimmt von all' diesen zahlreichen ungleichschenkligen rechtwinkligen Dreiecken *genau eines* – mit übergangen aller anderen – als das schönste, nämlich dasjenige, von dem, wenn zwei miteinander verbunden werden, dann als Ergebnis ein gleichseitiges Dreieck entsteht. Die Gründe für diese Auswahl zu entwickeln, das würde hier zu weit führen. Wer jedoch diese Ansicht widerlegt und nachweist, dass es sich anders verhält, dem will er in voller Freundschaft die Siegespalme überreichen.

Es werden demnach zwei Dreiecke ausgewählt, aus denen der Körper des Feuers sowie die Körper der anderen – sogenannten – Grundstoffe gebildet worden sind:

- (1) das rechtwinklig-gleichschenklige Dreieck, und
- (2) das rechtwinklige Dreieck, bei dem das Quadrat der längeren Kathete dreimal so groß ist wie das Quadrat der kleineren Kathete.

Dabei muss Pláton hier eine Ausführung über eine Sache einfügen, die in seiner ersten Untersuchung nur ungenügend dargestellt worden ist. Denn dort hatte er den Anschein vermittelt, als fände für alle Vier Großen Grundstoffe die Entstehung durch einander und in einander statt, eine Annahme, die auf einer Täuschung beruht.

Denn es entstehen zwar aus den von ihm ausgewählten Dreiecken – aus diesen Ur-Dreiecken – jene vier Grundstoffe; doch steht die Sache so, dass drei aus dem ungleichschenkligen Dreieck hervorgehen, während der vierte Grundstoff ganz für sich steht, da er aus lauter gleichschenkligen Dreiecken zusammengesetzt ist. Daher ist es nicht möglich, dass sie allesamt durch Auflösung in einander übergehen, sowie, dass durch Vereinigung vieler kleiner Körper wenige große gebildet werden, und umgekehrt.

Wohl aber ist dies von *drei* von ihnen möglich; denn *diese* sind *alle* aus *einer* Art von Ur-Dreiecken hervorgegangen. Daher werden sich dann einerseits bei der Auflösung größerer Körper viele kleinere aus genau den gleichen Bestandteilen bilden und die ihnen zustehenden Gestalten annehmen; und andererseits wird, wenn viele kleine Körper sich in ihre Ur-Dreiecke aufgelöst haben, diese sich als einzige Masse zusammenfinden und dadurch größere Körper der anderen Grundstoffe hervorbringen.

So viel sei also über die Wechselseitigkeit ihrer Entstehung aus und in einander bemerkt. Die nächste Aufgabe besteht dann darin, jede der einzelnen Arten von Gebilden, die die jeweiligen Grundstoffe ausmachen nach deren Beschaffenheit sowie nach dem für ihn maßgeblichen Zahlenverhältnis darzustellen.

Den Anfang dieser Darstellung – die *erste Art* ihrer Zusammenfügung von Ur-Dreiecken – ist zweckmäßigerweise die Bestimmung jenes Ur-Gebildes,

welches das einfachste sowie – was die Bestandteile seiner Zusammensetzung betrifft – auch das kleinste ist. Ihr Ur-Dreieck ist das rechtwinklige Dreieck mit den ungleichlangen Katheten, dessen Hypotenuse die doppelte Länge der kleineren Kathete hat. Legt man zwei von ihnen so zusammen, dass beide Hypotenusen zusammenfallen, und macht man die insgesamt drei Male auf solche Weise, dass die Hypotenusen und die kurzen Katheten in einem Punkt als ihrem Mittelpunkt zusammentreffen, dann entsteht aus diesen sechs Ur-Dreiecken ein *einziges* gleichseitiges Dreieck. Setzt man dann vier solche gleichseitige Dreiecke so zusammen, dass je drei Flächenwinkel in einem Punkt zusammentreffen, so bilden sie an den betreffenden Stellen je einen körperlichen Winkel, der der Größe nach unmittelbar auf die stumpfsten Flächenwinkel folgt; und sind von diesen solchermaßen vier gebildet, dann entsteht dadurch die erste Art eines stereometrischen Gebildes, das einem kugelförmigen Ganzen eine auf gleich große und gleichartige Flächen verteilte Gestalt gibt.

Die *zweite Art* von Ur-Gebilden entsteht zwar aus den gleichen Ur-Dreiecken, jedoch so, dass je acht gleichseitige Dreiecke sich zusammengeschlossen haben, sodass immer je vier Flächen einen körperlichen Winkel bilden; nachdem sechs solcher körperlicher Winkel zustande gekommen waren, da war damit auch das Gebilde der zweiten Art fertig geworden.

Die *dritte Art* von Ur-Gebilden entsteht sodann durch Zusammenfügung von hundertzwanzig Ur-Dreiecken und zwölf körperlichen Winkeln, deren jeder von fünf Flächenwinkeln gleichseitiger Dreiecke umschlossen wird und zwanzig gleichseitige dreieckige Grundflächen besitzt.

Mit der Herstellung dieser drei Gebilde war die Aufgabe der einen der beiden Ur-Dreiecke hinsichtlich der Vier Großen Grundstoffe erschöpft.

Das gleichschenklige Dreieck brachte die *vierte Art* von Ur-Gebilden, aus denen der vierte Grundstoff besteht, zustande, und dies so, dass je vier derartige Ur-Dreiecke zu *einer* Fläche so in der Weise zusammengesetzt wurden, dass die rechten Winkel im Mittelpunkt zusammentreffen und so ein einheitliches Quadrat bilden; sechs solche Quadrate zusammengefügt, ergeben acht körperliche Winkel, deren jeder sich aus drei rechtwinkligen Flächenwinkeln zusammensetzt. Die Gestalt dieses so entstandenen Ur-Gebildes – eines Kubus' – war somit würfelförmig.

Und da es *noch eine* Art der Zusammensetzung gibt, demnach die *fünfte Art*, durch die ein fünftes Gebilde entsteht, deshalb verwendete der Gott sie für das Weltall, zu dem es dem Hersteller als Muster dienen sollte, genau genommen natürlich: nicht das aus den Vier Großen Grundstoffen zusammengefügte Weltall, sondern der Raum, den dieses so zu erstellende Weltall von da ab einnimmt.

Bei Erwägung von allem damit Zusammenhängenden erhebt sich die Frage, ob man eine unbegrenzte Anzahl von Weltallen oder aber eine begrenzte annehmen muss. Bei sorgfältiger Untersuchung dieser Frage wird man aber schließlich nicht umhin können, die Vertreter der Unbegrenztheit als Menschen mit sehr begrenztem Horizont anzusehen; denn sie verstehen nichts

von den Dingen, über die sie unterrichtet sein sollten. Wer hingegen die Frage so stellt, ob es nur ein Weltall oder hingegen deren fünf gibt, der nimmt einen Standpunkt ein, von dem aus der Zweifel weit berechtigter ist. Pláton's wie auch mein Urteil geht dahin, dass es aller Wahrscheinlichkeit nur *ein* Weltall gibt; aber Andere werden darüber anders denken, abhängig von dem Gesichtspunkt, von dem aus sie die Sache betrachten. Doch will Pláton diese Frage hier nicht weiter verfolgen.

Vielmehr gilt es nun, die ersten vier Arten von Gebilden, die soeben beschrieben worden sind, auf Feuer–Luft–Wasser–Erde zu verteilen.

- Wir tun gut daran, der Erde die Würfelform zuzuweisen. Denn unter allen vier Gebilden ist sie die unbeweglichste und bildsamste für Körperformen; dazu gehört aber notwendig eine möglichst sichere Grundlage. Nun ist aber unter den Ur-Dreiecken das gleichschenklige fester und sicherer als das ungleichschenklige; und es ist das aus den gleichschenkligen Dreiecken zusammengesetzte Quadrat unbedingt standfester als das gleichseitige Dreieck, sowohl dem Ganzen als auch seinen Teilen nach. Indem wir also dieses sich aus Quadraten zusammengesetzte Ur-Gebilde – den Würfel – der Erde zuweisen, so folgen wir dabei guten Gründen der Wahrscheinlichkeit.

Desgleichen folgen wir diesen guten Gründen, indem wir von den noch übrigen drei Arten

- dem Wasser das am schwerste,
- dem Feuer das am leichteste, und
- der Luft das mittelschwere Gebilde zuordnen.

Denn es gehört ja doch das kleinste solche Gebilde dem Feuer, der größte solche dagegen dem Wasser, und das mittelgroße der Luft, wie auch, das spitzigste davon dem Feuer, das weniger spitzige der Luft, und das eher stumpfe dem Wasser. Zieht man dies alles in Betracht, so muss gelten:

- Dasjenige Gebilde, das die wenigsten Grundflächen hat, ist das beweglichste; denn es ist der allseitig schneidende und spitzigste, weil er aus der geringsten Anzahl von gleichartigen Teilen besteht.
- Dasjenige Gebilde, das dem vorangehenden in den genannten Hinsichten am nächsten steht, ist dann das von mittlerer Beweglichkeit.
- Dasjenige Gebilde, das dem ersteren eher ferne steht, ist demnach das von eher geringerer Beweglichkeit.

Daher wird man vom Standpunkt strenger Betrachtung wie auch von dem der Wahrscheinlichkeit:

- das an erster Stelle stehende stereometrische Ur-Gebilde – die Pyramide – dem Feuer als Ur-Bestandteil und Keim zuweisen,
- das an zweiter Stelle stehende stereometrische Ur-Gebilde der Luft als Ur-Bestandteil und Keim zuweisen, und
- das an dritter Stelle stehende stereometrische Ur-Gebilde dem Wasser als Ur-Bestandteil und Keim zuweisen.

Alle diese Gebilde hat man sich so klein vorzustellen, dass deren Winzigkeit es unmöglich macht, irgendeinen davon, von welcher Art er auch sein mag, vereinzelt mit dem Augen wahrzunehmen; vielmehr sind nur die Mas-

sen, die durch erhebliche Anhäufungen derselben entstehen, für uns sichtbar.

Was sodann die richtigen Verhältnisse in der Verteilung ihrer Mengen sowie in der Abmessungen ihrer Bewegungen und Kräfte betrifft, so hat man davon auszugehen, dass der Gott dies alles – soweit die in der Beschaffenheit dieser Gebilde wirkende Notwendigkeit aus freien Stücken gegen seine Überredung nachgab – auf das Genaueste eingerichtet und ins Gleichgewicht gesetzt hat.

Nach allem, was über diese Arten von Gebilden bisher bemerkt worden ist, dürfte es sich – der Wahrscheinlichkeit nach – damit ungefähr folgendermaßen verhalten:

◇ Wenn Erde mit Feuer zusammentrifft und durch dessen Spitzigkeit aufgelöst wird, so wird sie – sei es nun, dass sie im Feuer selbst oder in einer Ansammlung von Luft oder von Wasser aufgelöst ist – darin so lange umhergetrieben, bis ihre Teile sich wieder zusammenfinden und – sich wieder miteinander verbindend – erneut zu Erde werden; denn sie kann niemals in einen anderen Grundstoff übergehen.

◇ Wasser lässt, wenn es von Feuer oder auch von Luft zerteilt wird, einen Übergang in Feuer zu, der sich so vollzieht, dass *ein* Wassergebilde dabei zu *einem* Feuerggebilde und *zwei* Luftgebilden wird.

◇ Die Bruchstücke von *einem* Luftgebilde können sich dabei zu *zwei* Feuerggebilden zusammentun.

△ Wenn andererseits Feuer von Luft oder von Wasser oder von Erde eingeschlossen ist – und zwar eine geringe Masse von einer großen – und durch den Schwung derselben mitgerissen und im Zusammenprall mit ihnen zertrümmert wird, dann bildet sich aus je zwei Feuerggebilden ein Luftgebilde.

△ Wenn die Luftgebilde überwältigt und zerrissen werden, dann fügen sich aus fünf Luftgebilden zwei Wassergebilde und somit jeweils aus zweieinhalb Luftgebilden ein Wassergebilde.

Denn wir dürfen dabei dieses nicht übersehen:

- Wenn von einem Feuerggebilde ein Gebilde einer anderen Art ergriffen und durch die Schärfe seiner Kanten und Ecken zerschnitten wird, dann dauert dieses Zerstörungswerk nur so lange fort, bis das zerschnittene Gebilde die Beschaffenheit der Feuerggebilde angenommen hat; denn kein Gleichförmiges und Gleichartiges kann jemals in dem ihm Entsprechenden irgendeine Veränderung bewirken oder durch dasselbe eine Veränderung erleiden. Solange nun eine kleinere Masse von größeren Gebilden im ungleichen Kampf mit einer größeren Masse von kleineren zu dieser hingezogen wird, befindet sie sich in einem unaufhaltsamen Vorgang der Auflösung.

- Wenn dagegen die kleineren Masse von kleineren Gebilden von einer größeren Masse von größeren Gebilden eingeschlossen und zertrümmert und vernichtet wird, so hört dieses Zerstörungswerk auf, da sich diese Trümmer dann bereit finden, in die Form der größeren überzugehen. Und so wird dann aus Feuer Luft und aus Luft Wasser.

Setzen sie hingegen den Kampf fort und gesellt sich der einen Art von Gebilden eine andere Art zum Kampf bei, so nimmt der Vorgang der Auflösung

kein Ende, bis sie entweder – völlig zurückgedrängt und aufgelöst – Zuflucht bei der ihnen verwandte Art finden oder – überwältigt – aus ihrer durch Zerstückelung entstandenen Vielheit wieder zur Einheit gelangt und dem Sieger gleichartig geworden sind und mit ihm nun in Eintracht zusammenbleiben.

Sodann ist zu bemerken, dass sie unter dem Einfluss dieser Vorgänge alle den Ort wechseln. Denn die Masse einer jeden Art von Gebilden hat ihren eigenen – von dem der anderen Arten verschiedenen und abgesonderten – Ort, als Auswirkung der von der Empfängerin – dem Raum – ausgegangenen Bewegung; und jene, die ihrer eigenen Art und Beschaffenheit entfremdet und nun irgendeiner anderen Art gleichartig geworden sind, sie werden durch die Erschütterungen der Empfängerin jedesmal in die Gegend derjenigen getrieben, mit denen sie nunmehr gleichartig geworden sind.

Damit sind die Gründe, aus denen sich die Entstehung aller Ur-Gebilde – dieser einfachsten und ursprünglichsten Gebilde – erklärt, gebührend dargelegt. Dass sich nun innerhalb dieser Ur-Gebilde verschiedene Formen herausgebildet haben, das hat seinen Grund im gleichen Verfahren, das bereits bei der Erzeugung beider Klassen von Ur-Dreiecken eingehalten wurde: Für beide Klassen wurden ja gleich zu Anfang die Dreiecke *nicht nur* in *einer* Größe hervorgebracht; sondern es gab von diesen teils kleinere und teils größere, deren jeweilige Anzahlen der Anzahl der Arten der Ur-Gebilde entspricht, aus denen sich die Vier Großen Grundstoffe zusammensetzen. Werden diese also mit sich selber oder mit denen der anderen Arten gemischt, so ergibt sich hieraus eine unendliche Vielfalt von weiteren Arten; und diese erfordert daher eine sorgfältige Berücksichtigung durch jene Menschen, die zu einer den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit entsprechenden Aufklärung über die Beschaffenheit der Dinge des Weltalls gelangen wollen.

Sodann müssen wir uns über die Entstehungsweisen und Bedingungen von *Ruhe* und *Bewegung* verständigen; denn dadurch beugen wir vielen Schwierigkeiten vor, die sich sonst der weiteren Betrachtung in den Weg stellen würden. Darüber ist bereits Vieles dargelegt worden; doch muss dem noch eben dieses Grundlegende hinzugefügt werden:

- Reine Gleichförmigkeit lässt niemals Bewegung zustandekommen. Denn schwerlich – ja, unmöglich – kann es ein zu Bewegendes ohne ein die Bewegung Bewirkendes geben, und auch nicht ein die Bewegung Bewirkendes ohne ein zu Bewegendes: Ohne diese beiden ist eine Bewegung undenkbar; von einer Gleichartigkeit von Bewegendem und Bewegtem kann aber nicht die Rede sein.

Daher gilt uns der Satz:

- „Ruhe weist immer auf Gleichförmigkeit und Bewegung immer auf Ungleichförmigkeit zurück“

Und die Ursache der Ungleichartigkeit in der Beschaffenheit der Dinge des Weltalls ist die Ungleichheit der Ur-Dreiecke. Den Ursprung dieser Ungleichheit haben wir erörtert.

Warum aber haben diese Ur-Dreiecke, sowie sie einmal nach ihren jeweiligen Arten voneinander getrennt worden sind, nicht von der Bewegung und

von dem Durcheinander-Umhergetrieben-Werden abgelassen? Dies ist noch unbesprochen geblieben; und – mit Pláton – geb' ich darüber folgende Antwort:

Der Umschwung des Weltalls bezieht ja diese Arten von Gebilden mit ein. Durch seine Kreisförmigkeit und durch sein natürliches Bestreben nach Rückkehr in sich selbst drängt er Alles in sich zusammen und lässt daher keinen leeren Raum aufkommen. Daraus erklärt sich auch die überwiegende Kraft des Feuers, in alles Andere einzudringen, während der Luft in dieser Beziehung entsprechend ihrer verminderten Feinheit erst die zweite Stelle zukommt, und dem Wasser erst die dritte.

Denn was aus den größten Teilen entstanden ist, das hat auch bei der Zusammensetzung von Gleichartig-Entstandenem zwischen diesen der Leere den weitesten Raum gelassen, anders als die kleinsten Gebilde, die zwischen ihnen jeweils nur die geringste Leere zulassen. So drängt also der Druck der Verdichtung die kleineren Gebilde in die leeren Zwischenräume der größeren. Indem nun diese kleineren Gebilde neben den größeren angesiedelt werden, und da die kleineren die größeren auseinandertreiben, während die größeren die kleineren zusammentreiben und zusammenschließen, werden dadurch alle Gebilde unentwegt auf- und abgetrieben, und dies in der Richtung auf die ihnen zukommende Raumstelle; denn mit der wechselnden Größe der Masse ändert sich auch die Lage im Raum. Auf diese Weise und aus solchen Ursachen heraus erzeugt sich die Ungleichförmigkeit immer wieder auf's Neue und hält so die Bewegung der Gebilde, aus denen die Grundstoffe sich zusammensetzen, sowohl jetzt als auch künftig jederzeit in beständigem Gang.

Sodann haben wir zu beachten, dass es vielerlei Arten von *Feuer* gibt, beispielsweise: die Hitze der Glut; und auch die Flamme und das von ihr Ausgehende, das nicht brennt, wohl aber den Augen Licht spendet; zudem auch das, was nach dem Erlöschen der Flamme in dem vom Feuer noch durchglühten Körper zurückbleibt.

Das gilt in vergleichbarer Weise auch für die *Luft*: die reinste Art von Luft wird „Äther“ genannt, und die trübste Art „Nebel“ und „Dunst“. Und so gibt es noch andere – zumeist namenlose – Arten, die allesamt auf die Ungleichheit der Ur-Dreiecke zurückzuführen sind.

Beim *Wasser* hat man zunächst zwei Arten zu unterscheiden: die leichtflüssige und die schwerflüssige Art. Leichtflüssig ist die eine dieser beiden Arten, weil sie aus kleinen und zudem ungleichen Wassergebilden zusammengesetzt ist, weshalb sie bereits deswegen sowie dann zusätzlich auch durch sonstige Einflüsse, die wegen der Ungleichförmigkeit stark einzuwirken in der Lage sind, leicht bewegt werden können. Die andere Art hingegen, die aus großen und gleichartigen Wassergebilden zusammengesetzt ist, diese ist von größerer Haltbarkeit und Schwere als jene; denn sie ist durch ihre Gleichartigkeit recht starr geworden. Wird sie aber durch eindringende Feuergebilde aufgelöst, so nimmt sie – entsprechend dem Verlust an Gleichförmigkeit – auch an Beweglichkeit zu. Ist sie auf solche Weise leicht beweglich

geworden, so wird sie von der sie umgebenden Luft weggedrängt und breitet sich sodann über dem Erdboden aus. Der Namen des auflösenden Vorgangs lautet: „Schmelzen, Schmelzung“; und der der Ausbreitung lautet: „Fließen, Fluss“.

Entfernt sich das Feuer sodann wieder aus dem Wasser, so wird – da es ja nicht in einen leeren Raum entweicht – dadurch auf die es umgebende Luft Druck ausgeübt, sodass diese, die das Wasser umgibt, diese Flüssigkeit in die vom Feuer leer gewordenen Räume hineindrängt und sie solcherart mit sich selber vereinigt; so gewinnt diese Flüssigkeit, derart zusammengedrängt, dann ihre Gleichmäßigkeit wieder; denn der Urheber ihrer bisherigen Ungleichmäßigkeit – das Feuer – hat sich ja nun aus ihr entfernt, weshalb sie nun in ihren regelgemäßen Zustand zurückkehrt. Diese Entfernung des Feuers nennen wir: „Abkühlung“, und die nach der Entfernung des Feuers eintretende Verdichtung: „Erstarrung“.

Von allen Stoffen nun, die wir als die schwerflüssigsten Arten des Wassers erachten, ist derjenige, der als dichtester sich aus den feinsten und gleichmäßigsten Gebilden zusammensetzt, das *Gold*, dieser einzigartiger Körper, von glänzend-gelber Farbe, der kostbare Besitz. Er erstarrte, als er durch Felsgestein hindurchsickerte.

Ein schwärzlicher Sprössling des Goldes – der *Stahl* – ist infolge seiner großen Dichte am härtesten; wir nennen ihn: „Adams“.

In Bezug auf die zusammengekommenen Gebilde ist das Gold sodann auch noch einem anderen Metall ähnlich; doch dieses umfasst mehr als eine Art. An Dichtigkeit ist es dem Gold zuweilen noch überlegen. Doch enthält es einen kleinen Zusatz an feiner Erde, sodass es zwar härter, aber wegen großer Zwischenräume, die sein Inneres aufweist, leichter ist. Diese Gattung der glänzenden erstarrten Flüssigkeiten ist das *Erz*. Die beigemischte Erde, die sich im weiteren Verlauf wieder vom Erz ablöst und aus ihm austritt, wird „Rost“ genannt.

Es ist keine sonderlich heikle Aufgabe, alle anderen Stoffe ähnlicher Art nach diesem – der Wahrscheinlichkeit folgenden – Verfahren durchzubesprechen. Und wenn man – zur Erholung von seiner eigentlichen Denkarbeit über das ewig Seiende – durch Betrachtung des Werdens nach bloßer Wahrscheinlichkeit sich einen Genuss ohne nachfolgende Reue verschafft, so ist dies eine durchaus berechtigte und verständige Unterhaltung im Leben. Einer solchen hat sich in der Besprechung weiterer Punkte nun auch Pláton hingegeben ...

Aristíppos: Und Du, mein bester Speysíppos, wie steht's mit Dir? Willst Du Dir nun nicht gleichfalls eine solche Erholung vom Nachdenken über das ewige Sein gönnen?

Speysíppos: Gerne würd' ich dies tun. Doch beim Nachdenken über das Sein kommt bei mir nichts Heikles heraus. Hier jedoch überfordert dieses an sich wohl sicherlich nicht Heikle etwas meine Erinnerungskraft ...

Aristíppos: ... wie auch meine Kraft der Aufmerksamkeit im Festhalten von Unebenheiten in den Begründungen ...

Antisthènes: ... wie auch meine Kraft zum Nachvollziehen der Feststel-

lung, das hier als wahrscheinlich Dargestellte sei tatsächlich wahrscheinlich!

Aristíppos: Dann, unser trefflicher Speysíppos, überspring' doch bitte diesen für Pláton so erholsamen Teil seiner Ausbreitungen und gib uns – dies dann zu unserer Erholung – nur noch die abschließenden Bemerkungen hierzu wieder! Denn diese werden Dir ja doch wohl noch gegenwärtig sein!

Speysíppos: So ist es! Diese lauten wie folgt:

Damit sind nun die Gestaltungen der Arten sowie deren Verbindungen und deren Umwandlungen ineinander, auf denen die Vielfalt der Arten beruht, ziemlich vollständig dargestellt.

Nunmehr gilt es, die durch ihren Anreiz in uns hervorgerufenen Zustände sowie ihrer Gründe darzulegen. Hierzu müssen wir als Erstes allen den bisher besprochenen Erscheinungen die Eigenschaft beilegen, empfunden und wahrgenommen zu werden, uns somit zu erscheinen. Als Zweites ist dann der Ursprung des Somas und alles zum Soma Gehörenden sowie den des sterblichen Teils der Psyché zu besprechen; denn dieses ist bis jetzt noch nicht erfolgt.

Doch kann weder die Psyché ohne Bezug auf die Sinneseindrücke noch können dies ohne Bezug auf die Psyché dargestellt werden. Andererseits dürfte es kaum möglich sein, Beide zugleich zu behandeln. Daher muss das Eine von Beiden für die Behandlung des Anderen vorausgesetzt und erst danach das Vorausgesetzte dargelegt werden. Um die Empfindungen und die mit diesen einhergehenden Gefühle unmittelbar an die Untersuchung der Grundstoffe anzuschließen, werden nun zuerst Soma und Psyché behandelt.

Aischínes: Bitte, unser guter Speysíppos, der Du diese Bestandteile von Pláton's Naturphilosophie genau kennst: Bericht' uns davon jetzt nur *das* von seiner gegenwärtigen Lehre vom Soma, von dem Du mit gutem Grund annehmen kannst, dass dies auch Pláton's jetzige Hörer und Leser sowie auch seine späteren Leser mit Lust – jedoch ohne Belustigung – lesen werden.

Denn es will Abend werden; und der Tag hat sich geneiget:

Siehe, die Sonne wird ja ebenfalls sich bald zur Ruh' begeben; und auch von uns mag es, bei dieser Breite der Ausführungen, daher ansonsten diesem oder jenem widerfahren, vor Ermüdung einzuschlafen, bevor Du Deinen Vortrag hast zuende führen können!

Speysíppos: So, wie Du's sagst, so will ich's halten!

Denn Du hast ganz Recht. Nun denn also:

Für *Warm* ist die Ursache im Feuer zu ermitteln, nämlich in den scharfen Kanten und Ecken der Feuergelände: Deren schneidende Wirkung ruft einen Empfindungsreiz hervor, den wir „warm“ nennen. Umgekehrt ist für *Kalt* als Ursache das Eindringen von größeren Mengen von Wassergebildenen zu erachten, die die Feuergelände – und mit ihnen deren Beweglichkeit im Soma – verdrängen und diesen dadurch vergleichsweise starr werden lassen.

Wem das Fleisch des Somas nachgibt, das ist *hart*; und *weich* ist somit, was dem Fleisch nachgibt. *Unnachgiebig* ist das, was aus viereckigen Grundflächen besteht, wie auch, was in sich dicht zusammengedrängt ist und daher den größten Widerstand bietet; und *nachgiebig* ist das davon Verschiedene.

Für *Schwer* und *Leicht* wird *Oben* und *Unten* in Betracht zu ziehen sein, wobei – will man sich nicht in den Ruf bringen, sich ungehöriger Ausdrucksweisen zu bedienen – dann *Unten* die Richtung zum Weltmittelpunkt hin und *Oben* eine jede der Richtungen zum Weltrand hin zu bestimmen ist; denn dieses Erdenrund ist ja kugelförmig; und der Erdmittelpunkt ist ja nicht verschieden vom Weltmittelpunkt. Der natürliche Ort des Feuers ist nun aber der Weltrand, das Himmelszelt; und zu diesem natürlichen Ort strebt das Feuer stets dann hin, wenn es nicht von anderen Bewegungen in andere Richtungen gelenkt wird. Legt man daher das Feuer in die eine Schale einer Balkenwage und einen anderen Grundstoff in die andere Schale, so strebt das Feuerartige mehr nach oben als das Luftartige, wohingegen das Wasserartige weniger nach unten strebt als das Erdartige. Sowie wir allerdings das von seiner Beschaffenheit her nach oben Strebende verdichten sowie das von seiner Beschaffenheit her nach unten Strebende entdichten, sind naturgemäß die gegenteilige Auswirkungen zu beobachten.

Worin ferner die Ursache der Empfindungen des *Glatten* sowie des *Rauhen* liegt, das kann sich ja jeder selbst klar vor Augen führen: Härte verbunden mit Ungleichmäßigkeit gibt das Rauhe, und Gleichmäßigkeit verbunden mit Dichtigkeit das Glatte.

Zu besprechen bleibt noch das Wichtigste an den – allgemein, weil den ganzen Soma betreffenden – Empfindungen und Gefühlen, nämlich: die Ursache der Gefühle des *Angenehmen* sowie des *Unangenehmen* bei den soeben besprochenen Empfindungen, und darüber hinaus alles das, was mittels der körperlichen Organe zur Wahrnehmbarkeit gelangt und dabei Lust sowie Schmerz im Gefolge hat.

Für das Ablegen von Rechenschaft von den empfindbaren sowie von den nicht-empfindbaren Eindruck dürfte die bereits zuvor aufgestellte Unterscheidung, das von seiner Beschaffenheit her leicht Bewegliche sowie das schwer Bewegliche betreffend, maßgebend sein: Wenn nämlich das von seiner Beschaffenheit her Leichtbewegliche einen eigentlich unbedeutenden Anreiz empfängt, so lässt es diese Bewegung sich dennoch von einem Teil zum anderen fortpflanzen, bis diese – an einen vernünftigen Teil der Psyche gelangt – diesem die Bedeutung des verursachenden Gegenstands wahrnehmbar macht. Das dem Entgegengesetzte aber, das seiner Beschaffenheit nach träge und keiner sich fortsetzenden Bewegung fähig ist, nimmt einen solchen Eindruck lediglich in sich auf, ohne dabei etwas Benachbartes in Bewegung zu setzen; da dann die Teile dieses Trägen die Bewegung nicht reihum weitergeben, überträgt sich der erste Anstoß nicht durch Vermittlung der Teile auf das ganze Lebewesen; und so bleibt der den Eindruck empfangende Teil des Somas – zumeist: Haare, Knochen, sowie andere überwiegend erdartige Teile – ohne Empfindung für diesen Eindruck. Luftartiges und Feuerartiges hingegen wird von Augen und Ohren auf weichen Pfaden bis hin zur Psyche geleitet.

Vom Wesen der *Lust* und des *Schmerzes* muss man sich folgende Vorstellung machen: Jeder widernatürliche und gewaltsame Eindruck, der sich am

Soma mit voller Kraft wirksam macht, ist schmerzhaft und deswegen unangenehm; hingegen ist die Rückkehr zum naturgemäßen Zustand angenehm und daher lustbereitend.

Was still und ganz allmählich wirkt, das bleibt überhaupt unbemerkt; bei gegenteiligen Vorgängen hingegen tritt das Gegenteil ein. Alle hierher gehörenden Vorgänge, die sich mit Leichtigkeit vollziehen, bieten zwar die größte Wahrnehmbarkeit, sind aber dabei weder mit Schmerz noch mit Lust verbunden. So verhält es sich beispielsweise auch mit den Reizungen des Sehstrahls, von dem Pláton bereits früher gesagt hat, dass dieser ein mit dem Soma verwachsener Gegenstand ist; denn diesem bereiten weder Schneiden noch Brennen noch sonstige Störungen irgendeinen Schmerz sowie beim Rückkehren in seinen naturgemäßen Zustand auch keine Lust. Dies gilt auch dann, wenn sich die Wahrnehmung durch größte und schärfste Deutlichkeit auszeichnet, und dies unabhängig davon, was das Auge in den Bereich seiner Berührung zieht und was sodann auf das Auge einwirkt; denn weder die Verlängerung noch die Verkürzung des Sehstrahls vollzieht sich gewaltsam.

Dagegen verursachen solche Teile des Somas, die aus gröberen Stoffen zusammengesetzt sind und daher einer Einwirkung zwar nur mit Widerstreben nachgeben, aber dennoch die Bewegung dem ganzen Soma–Psyché mitteilen, durchaus Lust wie auch Schmerz, nämlich: Schmerz bei der Preisgabe des natürlichen Zustands, und Lust bei der Rückkehr zum natürlichen Zustand.

Alle Vorgänge, bei denen die Entfernung der erregenden Stoffe und die Entleerung von ihnen sich nur langsam und schleichend, die Einwirkung und Anfüllung mit ihnen jedoch rasch und in großer Fülle vollzieht, lassen bei diesen Vorgängen die Entleerung nicht zur Wahrnehmung gelangen, wohl aber die Füllung; darum bereiten sie dem sterblichen Teil der Psyché keine Schmerzen, wohl aber die größte Lust. Das zeigt sich bei den Wohlgerüchen. Alle Vorgänge dagegen, bei denen der Zustand sich rasch verändert, dagegen nur mit Mühe wieder in das alte Gleichgewicht zurückkehrt, bereiten diesem Teil der Psyché durchweg die gegenteiligen Gefühle. Dieses tritt bei der Behandlung des Somas zum Beispiel durch Brennen und Schneiden ganz deutlich hervor.

Damit sind – von den fünf Gruppen der Empfindungen – die das ganze Soma betreffenden Empfindungen sowie die Benennungen der sie hervorbringenden Vorgänge so ziemlich abgehandelt. Und nun gilt es – soweit Pláton's und meine Kraft reicht –, die Vorgänge darzulegen, die sich in besonderen Teilen unseres Somas abspielen, und dies nach beiden Seiten hin: sowohl hinsichtlich der Empfindungen als auch hinsichtlich der Ursachen, durch die sie bewirkt werden.

Aischínes: Bitte, unser bester Speysíppos, bericht' uns von Pláton's – sicherlich gleichfalls breiten – Behandlung vom Schmecken–Riechen–Hören–Sehen nur das Sehen im Wortlaut, und gib von seinen Darlegungen der verbleibenden Sinnesfähigkeiten nur das wieder, wogegen Du keine Einwände von uns zu erwarten hast!

Speysíppos: Ich will dies so versuchen, zumal mir das Berücksichtigen

Deines Anliegens das Berichten von diesen Teilen seiner jetzigen Lehre erleichtert.

Bei der Besprechung der Säfte sind die Reizungen der *Zunge* – unsererer Schmeckwerkzeuge – nicht behandelt worden. Es scheint, dass auch diese Vorgänge – wie die meisten – auf Zusammenziehungen und Ausdehnungen zurückzuführen sind, nur eben, dass beim Schmecken – mehr als bei anderen Reizungen – der Einfluss von Rauheit und Glätte in Betracht kommt. Vom Verhältnis von Rauheit und Glätte hängt es dann ab, ob der betreffende Saft als *bitter* oder als *salzig* oder als *beißend-scharf* oder als *sauer* oder so ähnlich empfunden wird. Der diesen Reizungen entgegengesetzte Vorgang des Empfindens geht auf die entgegengesetzte Ursache zurück: Wenn nämlich der eindringende Stoff in natürlicher Verwandtschaft mit der Beschaffenheit der Zunge steht, so glättet er ausgleichend inmitten der Feuchtigkeit die rauhen Stellen, lockert die widernatürlich zusammengezogenen Teile von ihr, zieht von ihr widernatürlich ausgedehnten Teile zusammen, und bringt auf diese Weise Alles möglichst in seinen naturgemäßen Zustand; ein jedes derartige Heilmittel gegen gewaltsame Reizungen der Zunge, das Jedermann angenehm und willkommen ist, wird von uns mit „süß“ bezeichnet und daher, dieser Bezeichnung entsprechend, als *süß* empfunden. Doch hiermit genug davon!

Beim Wirkungskreis der *Nase* – der Riechwerkzeuge – gibt es hingegen keine Einteilungen und Unterscheidungen; denn die Grundstoffe selber haben für das Hervorrufen von Gerüchen nicht die geeignete Formungen: die Adern in unseren Geruchswerkzeugen sind für Erde und Wasser zu eng sowie für Luft und Feuer zu weit; und daher hat niemand an diesen Stoffen selber einen Geruch wahrgenommen. Vielmehr entsteht an diesen Stoffen nur dann Geruch, wenn sie entweder feucht werden oder verfaulen oder schmelzen oder verdampfen; denn dann entstehen Dünste, die weder zu eng noch zu weit für das Aufnehmen durch jene Adern sind. Unsere Sprache kennt hier als unterscheidende Begriffe nur „angenehm“ und „unangenehm“; auch hier wird dabei als unangenehm der Verlust des natürlichen Zustands empfunden, und als angenehm daher die besänftigende Wirkung der willkommenen Herbeiführung des natürlichen Zustands. Betroffen davon wird bei uns Menschen der ganze Innenraum zwischen Kopf und Nabel.

Auch für das Wahrnehmungsgebiet der *Ohren* – der Hörwerkzeuge – sind die Ursachen anzugeben, auf welche die einzelnen Schalle zurückgehen. Der Schall ist – ganz allgemein gesagt – eine durch Luft verursachte und durch die Ohren vermittelte Erschütterung des Blutes und des Gehirns, die sich der Psyché mitteilt; die dadurch hervorgerufene Bewegung beginnt vom Kopf her und endigt in der Gegend der Leber; dort endigt sie als Hören des Schalls. Ist diese Bewegung eine rasche, so ist der gehörte Ton *hoch*; und ist sie langsamer, so ist er *tiefer*. Bei gleichmäßiger Bewegung ist er *glatt* und *sanft*, in anderen Fällen *rau*, bei starker Bewegung *laut*, bei schwacher Bewegung *leise*. Was sodann dem Zusammenklingen – der Harmonie – der Töne betrifft, so muss die deren Erörterung auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden.

Nun bleibt noch das Gebiet des *Sehens* – der Sehwerkzeuge – zu erörtern. Dieses Gebiet des Wahrnehmens umfasst eine reiche Vielfalt des Empfindens und Erscheinens, die daher in geeigneter Weise in Gruppen aufzugliedern ist. Wir haben das Gesehene mit „Farben“ bezeichnet, und meinen damit einen Lichtglanz der von dem jeweils betrachteten Gegenstand ausgeht, und der aus solchen Teilen besteht, die durch ihre Gleichförmigkeit mit dem Sehstrahl die Seh-Wahrnehmung herbeiführen. Der Vorgang des Sehens ist, was die Ursachen seiner Entstehung betrifft, ja schon früher erläutert worden, was daher nun nicht wiederholt zu werden braucht.

Über das Wesen der Farben dürfte demnach die treffendste Auskunft diejenige Ansicht geben, der gemäß die vom anderen Gegenstand ausgehenden und mit dem Sehstrahl zusammentreffenden Stoffteilchen teils kleiner wie die des Sehstrahls sind, teils gleichgroß wie dieser, und teils größer als dieser. Die von der gleichen Größe werden nicht wahrgenommen, weswegen wir sie „durchsichtig“ nennen. Die größeren und kleineren hingegen haben, die einen durch Ausdehnung des Sehstrahls und die anderen durch dessen Zusammenziehung, eine ähnliche Wirkung auf diesen, wie dies bei den anderen Sinneswerkzeugen ebenfalls bereits festzustellen gewesen ist: Wir müssen das die Sehkraft Verlängernde als Weiß und das diese Sehkraft Verkürzende als Schwarz bestimmen.

Wenn hingegen ein Feuer von ganz anderer Art in rascher Bewegung den Sehstrahl trifft und durch ihn hindurchdringt bis zu den Augen selbst, sodass es die Tore der Augen gewaltsam sprengt und sie zersetzt, so erzeugt dieses Eindringende dabei jenes Gemisch aus Wasser und Feuer, das wir „Tränen“ nennen; und da dieses Eindringende ein von entgegengesetzter Seite kommendes Feuer ist, wobei das Feuer der Augen aus diesen blitzartig hervorspringen, während das eindringende Feuer dann in der Feuchtigkeit der Augen erlischt, deswegen entstehen bei dieser Vermischung alle möglichen Farben, somit eine Vermischung derselben, die wir mit „Flimmern“ bezeichnen, und das, was diesem als Ursache zugrunde liegt, mit den Ausdrücken „hell“ und „glänzend“.

Eine zwischen diesen beiden liegende Art von Feuer glänzt zwar nicht, wenn es mit der Feuchtigkeit der Augen in Berührung kommt und sich mit ihr mischt, erzeugt aber durch die Mischung des Feuers mit dem von der Feuchtigkeit ausgehenden Glanz eine blutähnliche Farbe, die wir „rot“ nennen.

Bei den Mischfarben die bestimmten Maßverhältnisse dieser Mischung anzugeben, das ergibt jedoch – auch wenn sich jemand zutraut, dies zu wissen – keinen Sinn; denn es handelt sich dabei um Sachen, für die niemand ein notwendiges Gesetz oder gar einen wahrscheinlichen Grund auch nur annähernd richtig angeben könnte.

Helles gemischt mit Rot und Weiß ergibt Gelb. Rot gemischt mit Schwarz und Weiß ergibt Purpur; und Purpur gemischt mit Schwarz bei Hinzufügung von Feuersglut ergibt Dunkelpurpur. Weiß und Schwarz gemischt ergibt Grau. Gelb und Grau gemischt ergibt Braun. Braun mit Schwarz gemischt er-

gibt Dunkelgrün. Weiß und Gelb gemischt ergibt Blassgelb. Die Verbindung von Weiß mit Hell auf einem Untergrund von gesättigtem Schwarz ergibt Tiefblau. Blau mit Weiß gemischt ergibt Hellblau.

Und was die sonstigen Mischfarben anbelangt, so ergibt sich aus dem hier Gesagten zur Genüge, welche Mischungen zu ihren jeweiligen Hervorbringungen angewendet werden müssen, wenn man dabei nicht gegen die Wahrscheinlichkeit verstoßen will. Doch wollte dies jemand in Wirklichkeit ausprobieren, so würde dieser damit nur zeigen, wie sehr er den Unterschied zwischen menschlicher und göttlicher Beschaffenheit verkennt. Denn nur der Gott hat die zulängliche Einsicht und Macht, das Viele zu Einem zusammenzumischen sowie das Eine wieder in Vieles aufzulösen; hingegen gibt es keinen Menschen und wird es auch niemals einen geben, der imstande wäre, das Eine oder das Andere zu vollbringen.

Diesen ganzen Bestand von Dingen in der ihnen durch die Notwendigkeit bestimmten Beschaffenheit benützte der Hersteller des Schönsten und Besten im Bereich des Werdenden, als er den sich selbst genügenden Gott erzeugte: Er tat dies, indem er die den Dingen ohnehin innewohnenden Kräfte als dienende Mittel einsetzte, wobei die Hinlenkung zum guten Endziel vollständig sein eigenes Werk war.

Wir müssen also zwei Arten von Ursachen klar auseinanderhalten: die notwendigen, und die göttlichen. Die göttlichen müssen wir überall dort aufsuchen, wo es sich um den Erwerb eines glückseligen Lebens handelt, soweit dies die menschliche Beschaffenheit überhaupt zulässt; die notwendigen aber müssen wir um dieses göttlichen Zwecks willen ermitteln, geleitet dabei von der Überlegung, dass es ohne sie nicht möglich ist, jenes eigentliche Ziel unseres ernsthaften Strebens rein für sich zu erkennen oder zu erfassen oder sonstwie mit ihm in Berührung zu kommen.

Da uns nunmehr – wie Bauleuten das Bauholz – die verschiedenen Arten von Ursachen, die zum Gewebe unserer weiteren Untersuchung die Fäden bilden sollen, wohlgegliedert vorliegen, wollen wir uns in aller Kürze wieder dem Anfang zuwenden, demnach zu dem Punkt, von dem aus wir – nämlich: Pláton und ich – hierher gelangt sind, um dann endlich Pláton's Dichtung einen – dem bisher Vorgetragenen entsprechenden – Abschluss zu geben.

Alle diese Grundstoffe befanden sich – wie am Anfang dieser Darlegungen ja schon gesagt worden ist – in einem wirren Durcheinander, und dies so lange, bis Gott einem jeden von ihnen das gleichmäßige Verhältnis sowohl zu sich selbst als auch gegenseitig zu einander einpflanzte, und dies in solcher Weise und in solchem Umfang, in dem sie zum Ebenmaß sowie zum Zusammenklang in der Lage waren. Denn damals trugen sie von Ebenmaß keine oder höchstens nur rein zufällige Spuren an sich; und daher hat bis dahin noch nichts seinen jetzt üblichen Namen – als da sind: „Feuer“, „Luft“, und so weiter – verdient. Denn:

- Er hat zuerst alles in die richtige Ordnung gebracht.
- Er hat sodann aus diesen Grundstoffen dieses Weltall zusammengesetzt, und dies als *ein* lebendes Wesen, das – als den einen umfassenden erschaffe-

nen Gott – sowohl alle unsterblichen als auch alle sterblichen Wesen in sich beherbergt.

- Er selber war der Ersteller sämtlicher weiteren göttlichen Wesen in diesem Weltall, in diesem *einen* erschaffenen Gott.

- Er legte danach aber die Erschaffung der sterblichen Wesen in die Hand der von ihm erstellten und am Rand des Weltalls angesiedelten göttlichen Wesen; und er erstellte ihnen hierzu die hierfür von diesen benötigten unsterblichen Psychén.

- Ein jedes dieser göttlichen Wesen bildete, ihm nacheifernd, nunmehr rings um die ihm zugewiesene Psyché das sterbliche Soma und gaben ihr dieses zu einer Art Fahrzeug. Zudem fügten sie ihm noch eine andere Art von Psyché ein, nämlich die sterbliche; und diese ist die Wohnstätte unvermeidlicher gefährlicher Regungen, wie:

- die Lust, die größte Verführerin zum Schlechten;
- der Schmerz, der Verscheucher des Guten;
- Übermut und Kleinmut, zwei unbesonnene Ratgeber;
- der Zorn, der schwer zu besänftigende Unruhestifter;
- die Hoffnung, die Mutter der Täuschungen; und
- die Leidenschaft der alles wagenden Liebe.

Dem allen fügten sie noch die vernunftlose Wahrnehmung zum unlöslichen Bund hinzu und bildeten so das Geschlecht der Sterblichen.

Aus Scheu, den göttlichen Anteil der Psyché über das unbedingt Nötige hinaus zu beflecken, wiesen sie dem sterblichen Anteil eine Wohnstätte getrennt vom göttlichen Anteil in einem anderen Teil des Somas zu:

△ Sie führten die Trennung so durch, dass sie zwischen Kopf und Brust eine schmale Gasse durch Zwischenlegung des Halses erstellten, wobei dieser Hals dann als Grenzscheide zwischen beiden Teilen des Somas diente.

△ Sie schlossen den unsterblichen Anteil der Psyché – und damit die Vernunft – in den obersten Teil des Somas ein: in die – dem Weltall nachgebildete – Kugel.

△ Sie schlossen den sterblichen Anteil der Psyché in den Rumpf ein:

△ Sie teilten – da dieser sterbliche Anteil seinerseits in einen besseren und in einen schlechteren zerfällt – den Rumpf in zwei gesonderte Räume, gleichsam in einen Männerraum und in einen Frauenraum; und sie bewirkten diese Aufteilung durch die Zwischenlegung einer Scheidewand, des Zwerchfells.

△ Den Anteil der Psyché, welcher der Träger sowohl der Tapferkeit als auch des Zorns und der daher der streitbare und ehrliebende Anteil ist, diesen legten sie zwischen Zwerchfell und Hals, damit er – geleitet durch die Vernunft und verbunden mit ihr – den Schwarm der Begierden dann gewaltsam im Zaum hält, wenn diese den von der Herrscherburg kommenden Zuspruch und Befehl nicht zu folgen gewillt sind. Das Herz also, dieser Knotenpunkt der Adern und die Quelle des durch alle Glieder lebhaft hindurchgetriebenen Blutes – erhielt auf diese Weise eine Wohnstätte, wie sie den Schutzleuten zukommt. Denn sobald die Meldung der Vernunft, dass sich – sei es von Außen oder sei es von Seiten der Begierden im eigenen Inneren –

irgendein Frevel gegen das Wohlergehen des Ganzen anbahnt, (I) sollte dieses dann im Herzen den Zorn voller Gewalt aufbrausen lassen, (II) sollte dadurch unverzüglich unter Benutzung sämtlicher engen Kanäle im Soma alles, was im Soma mit dem Wahrnehmungsvermögen in Verbindung steht, Mitteilung von den Ermahnungen und Drohungen der Vernunft erhalten und sich ihnen zugänglich und unbedingt folgsam erweisen, und (III) sollte dadurch dem Edelsten unter allen Teilen des Ganzen die Herrschaft gesichert werden. Was dabei das Herzpochen bei Erwartung von Gefahren und bei Erregung betrifft, so pflanzten sie – von vornherein geleitet durch die Erkenntnis, dass jede derartige Aufwallung des zornmütigen Anteils der Psyché auf den Einfluss des Feuers zurückzuführen ist, dem Soma das Paar der Lungen ein; denn diese sind (1) weich und blutlos und (2) auch wie ein Schwamm durchlöchert, um Atem und Getränk aufzunehmen, sodass sie (3) gegen die Erhitzung des Herzens abkühlend wirken und ihm dadurch Erleichterung und Erholung verschaffen. Daher führten sie die Luftröhre als Kanal zur Lunge hin; und sie legten dieses Lungenpaar wie ein weiches Sprungkissen um das Herz herum, um dadurch dieses zu bewirken: (a) Sowie der Zorn im Herzen sodann seinen Höhepunkt erreicht, soll der Herzschlag eine nachgiebige Nachbarschaft haben; (b) denn dies führt zu einer Abkühlung des Herzens und zur Minderung der Beschwerden, die dem Herzen in der Erregung entstehen; (c) dann nämlich erhält die Vernunft am Zorn des Herzens einen umso besseren – weil umso wirksameren – Bundesgenossen.

Δ Den Anteil der Psyché, dessen Begehren auf Speise und Getränk sowie auf alles das hin ausgerichtet ist, dessen Unentbehrlichkeit in der Natur des Somas begründet ist, ihn verlegten jene Gotteskinder in den Bereich zwischen dem Zwerchfell und der mit dem Nabel gekennzeichneten Grenzlinie; und sie erstellten diesen ganzen Raum zu einer Art Futterkrippe für die Ernährung des Somas. Sodann ketteten sie an diesen Raum jenen Anteil der Psyché wie ein wildes Tier; sie taten dies so, weil man ihm wegen seiner Untrennbarkeit vom Ganzen unbedingt Nahrung zukommen lassen muss, damit überhaupt ein sterbliches Wesen entsteht. Dieser tierische Anteil sollte sich an dieser Krippe füttern und dabei so weit wie möglich vom beratenden Anteil der Psyché weilen, um diesen so wenig wie möglich durch des tierischen Anteils Lärm und Gebrüll zu stören, sondern jenen beratenden Oberherrn in Ruhe über das gemeinsame Wohl des Ganzen nachdenken und überlegen zu lassen; und aus diesem Grund wiesen sie dem tierischen Anteil einen solchen unteren Bereich zu. Aber sie wussten – mit Blick auf die Art seiner Herstellung –, dass der niedere Anteil für den Ratschlag der Vernunft kein Verständnis aufbringen wird, wie auch, wenn dieser sich gelegentlich in schwächerer Weise dennoch diesen Ratschlägen nähern sollte, es nicht in seiner Beschaffenheit liegt, sich daran zu halten, sondern sich vielmehr Tag und Nacht über den Einflüssen von Einbildungen und Trugbildern überlassen würde. Daher erstellte der Gott – um diesem Übel entgegenzuarbeiten – die Leber und wies dieser als Wohnraum den beschriebenen unteren Teil des Rumpfes an. Er gab ihr eine dichte, glatte und glänzende Form; und er machte sie süß, verbunden

mit einer kleinen Priese von Bitterkeit. Denn die vom Sitz der Vernunft her zu ihr gelangende Macht sollte in ihr sich wie in einem Spiegel zeigen: in einem inneren Spiegel, der dem Auge des tierischen Anteils der Psyché Bilder vorweist, die diesen mit Schrecken erfüllen, dann jedenfalls, wenn die Macht der Vernunft mit Bezug auf die in der Leber enthaltene Bitterkeit sich drohend naht und nun durch rasches Verbreiten der über die ganze Leber hinweg galige Farben zum Erscheinen bringt und durch Zusammenziehung alle Teile dieses unteren Bereichs rau und runzlig macht. Dazu kommt noch, dass sie auch den Leberlappen aus seiner geraden Lage abbiegt und zusammenzieht, dass er die Gefäße der Leber verstopft, und dass er diesem tierischen Anteil auf solchen und ähnlichen Wegen Leiden und Beschwerden bereitet. Umgekehrt sollte, sobald ein Hauch der Milde von der Seite des denkenden Anteils der Psyché im tierischen Anteil endlich Bilder von entgegengesetzter Art erscheinen lässt, dieser Hauch die Bitterkeit zur Ruhe bringen, und dies dann durch den planmäßigen Verzicht auf jeden Versuch, sie aufzuregen, dies zu dem Zweck, die dem tierischen Anteil entgegengesetzte Wesensseite den Zugang zu diesem tierischen Anteil zu ermöglichen; zudem sollte sich der denkende Anteil jener der Leber eingepflanzten Süßigkeit bedienen, um sie weiterhin zu beschwichtigen, sodass dann alles Verzerrte an ihr wieder gerade und glatt und frei wird. Denn dies verhilft dem um die Leber herum beheimateten Anteil der Psyché zur Heiterkeit und zum Wohlbefinden; und dies verhilft diesem Anteil in der Nacht den maßvollen Genuss durch die Gabe der Weissagung während des Schlafens; dabei ist diese Gabe gewissermaßen ein Ersatz für den Mangel an vernünftiger Einsicht. Denn in Erinnerung an den Auftrag des Herstellers und Vaters, das Menschengeschlecht nach besten Kräften der Vollendung nahezubringen, ließen die Gotteskinder auch dem Minderwertigen im Menschen ihre ausgleichende Fürsorge zukommen; und sie verlegten daher – um diesem Minderwertigen zumindest eine gewisse Berührung mit der Wahrheit zu geben, den Sitz der Weissagung in eben diesen Bereich der Leber.

Der Beweis nun, dass es ein verdunkelter Geisteszustand ist, dem der Gott die Wahrsagekunst zum Geschenk gemacht hat, liegt klar zutage: Niemals ...

Aischínes: Trefflicher Speysíppos! Sollte dieser Beweis in der Tat klar zutage treten und er uns daher nicht vorgetragen zu werden braucht, so lass ihn jetzt bitte weg. Sollte er hingegen nicht klar zutage treten und demnach mit Verdunkelungen versehen sein, so lass ihn bitte gleichfalls weg!

Speysíppos: Einverstanden! Denn ich will ja noch vor Mitternacht meinen Bericht zum Abschluss bringen, was nicht gewährleistet ist, wenn ich mich nun gemäß Pláton hier noch über die Wahrsagekunst verbreite und sie vor Euch ausbreite.

Dies also sind meines Onkels Ansichten über die Psyché, nämlich:

- über deren sterblichen Anteil,
- über deren göttlichen Anteil, und
- inwiefern und verbunden womit und warum von diesen Anteilen ein jeder wo seinen besonderen Platz erhalten hat.

Ob Pláton damit die Wahrheit getroffen hat, darüber könnt' er sich nur dann mit voller Zuversicht äußern, wenn der Gott seine Zustimmung dazu gegeben hätte ...

Antisthénés: ... was dann wohl aber nicht der Fall gewesen ist!

Xanthíppe: Bitte, lieber Antisthénés, spare Dir Bemerkungen solcher Art für morgen auf, und unterlass' sie am heutigen Abend!

Speysíppos: Dass Pláton aber wenigstens der Wahrscheinlichkeit treu geblieben ist, das will er frohgemut versichern; und diese Versicherung hab' ich hiermit verlauten lassen.

Die sich hieran anschließenden Erörterungen sind im gleichen Geist gehalten, nämlich: die Erörterung der noch unerledigten Frage, wie der noch übrige Teil des Somas gestaltet ist. Folgende Überlegung dürfte demnach wohl geeignet sein, ...

Antisthénés: Bitte, guter Speysíppos, bericht' uns vorab, wie breit diese weitere Ausführung nun sein wird!

Speysíppos: Nun, sie wird das Mehrfache dem sein, wovon unser Timaios hierzu gegen Ende seines Berichts gesprochen hat. Denn Pláton ...

Antisthénés: Dann ist dies jetzt zu dieser Abendstunde eine für uns zu breite Ausführung. Lass uns davon ein andermal hören, wenn wir uns nicht mit seiner Lehre von der Psyché befassen. Und zudem kennen die meisten von uns seinen jetzigen Leibarzt und dessen Lehre; daher können wir uns Pláton's jetzige Lehre vom Soma – vom menschlichen Leib – im wesentlichen ausrechnen!

Wir wollen doch nach Deiner Ausführung auch noch unseres Meisters Sokrates gedenken, und dies noch rechtzeitig vor Mitternacht.

Lass' daher doch diesen uns zumindest ungefähr vorherzusehenden Teil seiner Lehre weg; und bericht' uns nun ohne Verzug vielleicht doch noch vom verbleibenden Teil seiner jetzigen Lehre von der Psyché, dabei von seiner Lehre vom Soma nur das dabei unmittelbar auf die Psyché Bezogene!

Speysíppos: Dies kommt mir durchaus entgegen. Denn mich betreut ein anderer Leibarzt, der zudem auch andere Ansichten über das menschliche Soma hat als der meines Onkels. Daher hab' ich mir diesen einen Teil nicht ganz so gut merken können als alles Übrige. Nun denn:

Mit den Knochen und allem, was dazu gehört, hat es folgende Bewandnis: Ihnen liegt die Erstellung des *Marks* zugrunde; denn alle die Lebensbänder, durch welche die Psyché mit dem Körper verbunden ist, haben im Mark ihren eigentlichen Halt.

In ihnen liegen zudem auch die Wurzeln der Gattung der Menschen; das Mark selber allerdings ist aus anderen Grundbestandteilen hergestellt.

Denn alle Ur-Dreiecke, die ganz ebenmäßig und glatt und daher am meisten dazu geeignet waren, Feuer–Luft–Wasser–Erde am reinsten zu erzeugen, sonderte Gott von den weniger ebenmäßigen und glatten ab, mischte sie miteinander in rechtem Verhältnis, erzeugte dadurch einen Sammelsamen für die ganze Gattung der Menschen, und bildete daraus das Mark; daraufhin pflanzte er diesem die drei Anteile der Psyché ein und befestigte diese darin.

Dabei gab er dem Mark gleich bei der ersten Aufteilung auf das Soma des zu erstellenden Menschen jene Vielfalt von Formen, die nach Anzahl und Beschaffenheit genau der zu erwartenden Arten der Psychén entsprach:

◇ Denjenigen Teil des Marks, der wie ein Saatfeld den göttlichen Samen in sich tragen sollte, formte er zu kugelförmiger Rundung und gab ihm den Namen „Gehirn“ mit Blick darauf, dass nach Abschluss der Herstellung aller Lebewesen das dieses Gehirn einschließende Gefäß der Schädel – und Schädel samt Gehirn daher der Kopf – sein sollte.

◇ Demjenigen Mark hingegen, das der Träger der noch übrigen – demnach der sterblichen – Anteile der Psyché sein sollte, gab er unterschiedliche runde wie auch längliche Formen, sie dabei allesamt als „Mark“ bezeichnend; und um diese herum legte er zunächst zu ihrem Schutz knöcherne Umhüllungen, bevor er aus ihnen – gleichsam als Ankern – Taue auswarf, die zur Befestigung der ganzen Psyché im Soma dienen.

Das Mark und die sie umschließenden Knochen umgab der Gott sodann mit einer – aus Sehnen, Fleisch und Haut bestehenden – Umhüllung, indem er zunächst die Knochen mit Sehnen miteinander verband, sodann alles gründlich mit Fleisch umkleidete, und schließlich dieses mit der Haut – mit der Rinde des Fleisches – umschloss. Dabei umkleidete er dasjenige Gebein, welches das Göttlichste an der Psyché in sich beherbergte, mit der spärlichsten Masse an Fleisch; und umgekehrt umkleidete er solches Gebein, durch das nur wenig Göttliches geschützt wurde, mit der reichlichsten Masse an Fleisch. Dadurch sollte verhütet werden, dass eine zu starke Anhäufung des Fleisches dann durch dessen Versteifung eine Beeinträchtigung des Wahrnehmungsvermögens herbeiführt, was leicht zu einer Abstumpfung der Verstandeskkräfte bezüglich Gedächtnis und Auffassung führt. Eine Ausnahme davon bilden jene Stellen des Somas, wo Gott das Fleisch selbst bereits zu einem Sitz der Wahrnehmung machen wollte und es daher in reichlicher Fülle zusammenführte, wie dies beispielsweise bei der Zunge der Fall ist; doch sind diese Ausnahmen die deutlich selteneren Fälle. Denn eine durch den Zwang der Notwendigkeit erstellte und durch sie sich erhaltende Form lässt es nun einmal nicht zu, dass eine dichte Knochen- und Fleischmasse zugleich der Träger feinerer Wahrnehmungen ist.

Besäße der Kopf demnach einen dichten Schädel, der zudem von einer erheblichen Fleischmasse umgeben und geschützt ist, so würde der Mensch zwar deutlich länger – und zudem auch gesünder – leben, wäre dann aber der feineren Wahrnehmungen nicht mehr so recht zugänglich. Daher erwogen die unsere einzelnen Somas erstellenden Gotteskinder, ob sie eine langlebige minderwertige oder hingegen eine kurzlebige edlere Gattung erstellen sollten; und sie kamen dabei einmütig zu der Ansicht, dem kürzeren aber edleren Leben sei unbedingt der Vorzug vor dem längeren aber wertloseren Leben zu geben. Dies hat zur Folge, dass bei einem jeden Menschen der das Soma krönende Kopf zwar empfänglicher für Wahrnehmungen und geeigneter für verständige Überlegungen, dagegen weit weniger widerstandsfähig gegen äußere Gewalt ist.

Dem Mund im Kopf gaben die Gotteskinder durch die Ausstattung mit Zähnen, Zunge und Lippen seine jetzige wohlgefügte Form mit gleichmäßiger Berücksichtigung auf das durch die Notwendigkeit Gebotene wie auf das Beste. Denn als Eingangstor wurde er unter Berücksichtigung des Notwendigen, aber als Ausgangstor unter Berücksichtigung des Besten hergestellt und geformt: Alles, was als Nahrung dem Soma zugeführt wird, fällt unter den Begriff der Notwendigkeit; dagegen übertrifft der breite Fluss der sich nach außen ergießenden Rede, soweit sie im Dienst des Göttlichen steht, alles andere Fließen und Strömen an Schönheit und Güte.

Doch war, die Nahrung betreffend, eine weitere Vorsorge zu treffen. Denn einerseits waren für die Menschen Feuer und Luft zum Leben unentbehrlich; andererseits setzte sie aber Feuer und Luft dem Dahinschwinden aus: das Feuer durch Zerschmelzen, und die Luft durch Aussaugen. Gegen diese Gefahren schufen die Gotteskinder daher diese Abhilfe: Sie ließen eine ganz andere Art von Wesen entstehen, die mit der menschlichen Beschaffenheit zwar verwandt, aber – durch Vermischung mit ganz anderen Formen und Sinneserregungen – nur weitläufig verwandt ist, nämlich: die *Pflanzen*, somit alles, was es da an Bäumen–Sträuchern–Kräutern–Gräsern gibt; durch die Pflege der Landleute sind diese zwischenzeitlich veredelt und uns dienstbar gemacht worden, wogegen die ursprünglichen Arten nur Wildwuchs waren.

Alles, was irgendwie am Leben teilhat, das hat auch Anspruch darauf „lebendes Wesen“ genannt zu werden.

Doch die Pflanzen beherbergen nur den dritten Anteil der Psyché, der bei uns Menschen im Rumpf zwischen Zwerchfell und Nabel angesiedelt ist; dieser jedoch hat mit Beurteilen und Überlegen und Vernunft rein gar nichts zu schaffen, wohl aber – im Zusammenhang mit dem Begehren – mit den Empfindungen des Angenehmen sowie des Unangenehmen. Denn es kennt keinen anderen Zustand der Psyché als den der Beeinflussung von außen, während ihm sein eigener Entstehungsvorgang nicht die Kraft verliehen hat, sich in sich und um sich zu bewegen und auf solche Arten die von außen eintreffenden Bewegungen zurückzustoßen; daher sind sie nicht Herr und Verfüger über ihre eigenen Bewegungen; und daher sind sie auch nicht dazu fähig, etwas von den eigenen Zuständen wahrzunehmen und darüber nachzudenken. Somit leben sie zwar und gehören damit zu den belebten Wesen; aber sie sind an ihren jeweiligen Platz festgewurzelt, weil ihnen die Kraft der Selbstbewegung fehlt.

Alle diese Arten des Pflanzenreichs ließen die göttlichen Machthaber für uns Schwächere zur Nahrung entstehen.

Ferner versahen sie unser Soma mit durchgehenden Kanälen, ähnlich den zur künstlichen Bewässerung in den Gärten angelegten Rinnsalen: Zuerst gruben sie verborgene Kanäle zwischen der Haut und dem mit ihr verwachsenen Fleisch, den ganzen Rücken entlang, zwei Adern, entsprechend der Zweiseitigkeit des Somas, seine linke und seine rechte Hälfte betreffend; zu beiden Seiten des lebensspendenden Marks leiteten sie diese beiden Adern vom Kopf ab das Rückgrat hinunter, (a) um dadurch dem Mark Erfrischungen

und Anregungen zu verleihen, und (b) um den Zufluss zu den übrigen Teilen des Somas bei leichter – weil abwärts gerichteter – Strömung eine gleichmäßige Berieselung zu ermöglichen.

Sodann spalteten sie diese Adern um den Kopf herum und verflochten sie nach entgegengesetzten Richtungen durcheinander, teils in der Richtung von der rechten zur linken Seite des Somas, und teils von der linken zur rechten; dadurch erhielt der Kopf zum Rumpf hin neben der Haut noch ein weiteres Band, da er ja nicht vom Scheitel ab ringsum mit Sehnen umspannt ist. Insbesondere jedoch sollte, sich dadurch die Empfindungen der Sinneseindrücke von beiden Teilen her – vom Kopf her wie auch vom Rumpf her – dem ganzen Soma mitteilen.

Einen ganz anderen – und weitaus gröberen – Kanal legten sie zwischen Rachen und Lunge zum Zweck des Atmens. Die zeitlebens ununterbrochene Luftbewegung in beide Richtungen, welcher der Namensgeber die Bezeichnung „Ein- und Ausatmen“ gegeben hat, dient dem Soma dazu, sich durch Befeuchtung und Abkühlung am Leben zu erhalten. Denn das Feuer im Inneren des Somas folgt diesen Atemströmungen und bewegt sich dadurch in lebhaften Schwingungen innerhalb des Somas; es erfasst dann Speisen und Getränke bei deren Eintritt in das Soma, löst sie in kleine Teile auf und zersetzt sie solchermaßen, und befördert sie auf den eigenen Wegen in die Adern, wo sie durch deren Strömungen wie durch eine Wasserleitung durch den ganzen Soma fließen.

Nun soll das Atmen mit Blick auf die Ursachen, die diesen Vorgang zu dem machten, was er jetzt ist, betrachtet werden. Es steht damit so:

Da es nichts Leeres gibt, in das sich ein in Bewegung befindlicher Gegenstand der Phýsis eindrängen könnte, und da der Atem von uns nach außen ausströmt, so verliert er – wie dies Jedem einleuchten wird – sich nicht ins Leere; vielmehr verschafft er sich Platz durch Verdrängung dessen, was ihm als Nächstes im Weg steht. Das so Verdrängte treibt sodann das ihm Nächstliegende von dessen Platz; und so wird notwendig wieder Alles ringsum auf den Ausgangspunkt – wie bei der Umdrehung eines Rades, weil es ja nichts Leeres gibt – zurückgetrieben, füllt dessen Stelle aus, und erstreckt sich daraufhin gleichzeitig auf alle Teile des Ganzen. So treibt durch die ausströmende Luft der Atem durch den Durchlass des Mundes und der Nasenlöcher wieder kühle und trockene Luft nach innen. Die ununterbrochene Wiederholung dieses Drucks und Gegendrucks gestaltet sich durch beide Bewegungen zu einem vorwärts und rückwärts gerichteten Kreislauf; und darauf führt sie den Vorgang des Ein- und Ausatmens zurück.

Der Schall gehört ebenfalls hierher, und mit ihm die Töne: Sie erscheinen nach ihrer Schnelligkeit oder Langsamkeit hoch oder tief. Zuweilen entbehren sie des Einklangs wegen der Ungleichmäßigkeit der Bewegung, die durch sie in uns hervorgerufen wird; und zuweilen stehen sie durchaus im Einklang zu einander.

Die langsameren Töne holen die Bewegungen der früher ins Ohr gelangten und schnelleren Töne ein, wenn diese bereits wenn diese bereits ihre

Kraft verlieren und dadurch eine Bewegung angenommen haben die derjenigen ähnlich ist, mit der diese langsamen selbst wieder bei ihrem Eintreffen auf jene einwirken; und indem sie so diese einholen, rufen sie keine neue – die bisherige Bewegung störende – Bewegung hervor; vielmehr übermitteln sie nur den Anstoß zu einer langsameren Bewegung, die der nun bereits abgeschwächten Bewegung des schnelleren Tons entspricht. Auf diese Weise bringen sie dann – durch eine derart abgestufte Mischung von Hoch und Tief – einen einheitlichen Eindruck hervor. Und so erfolgt es dann auch, dass eine solche Mischung den geistig tiefer Stehenden Lust bereitet, den geistig hoch Stehenden hingegen reine Freude, nämlich: Freude über diesen Abglanz des göttlichen Zusammenklangs und Einklangs, der sich hier in der irdischen Bewegung zeigt.

Auch das Strömen des Wassers sowie das Niederfahren des Blitzes und die auffälligen Erscheinungen der Anziehung von Bernstein und Magnetstein, alles dies beruht nicht auf einer wirklichen Anziehungskraft, sondern wird so verursacht:

- Es gibt nichts Leeres.
- Jedoch verdrängen sich die Gegenstände der Phýsis gegeneinander.
- Hinzu kommt der Umstand, dass alle diese Gegenstände der Phýsis, die sich entweder auflösen oder sich zusammenschließen, bei diesem Vorgang ihren Ort verändern, indem dabei jeder einzelne dieser Gegenstände sich der ihm von seiner Beschaffenheit her zugehörigen Gegend zuwendet.

Ein Forscher, der diesen Namen verdient, wird diese – sich als Wunder darstellenden – Erscheinungen als vielfache Verflechtung von Ursachen und Umständen erklären.

Auch das Atemholen, von der diese Betrachtung ausging, vollzieht sich auf diese Weise und aus diesen Gründen, wie zuvor ja bereits dargelegt worden ist: Das Feuer zerschneidet die Nahrung, folgt dabei den Schwingungen im Inneren, und fügt durch diese schwingende – sozusagen in richtungswechselndem Strömen sich vollziehende – Bewegungen die von der Bauchhöhle ausgehenden Adern dadurch, dass es von da aus die zerstückelte Nahrung in sie hineinpumpt. Und darum erhalten bei allen Lebewesen die Ströme der Nahrung durch den ganzen Soma hin stets zureichend Zufluss.

Da diese Stoffe eben erst zersetzt worden sind und von verwandten Bestandteilen abstammen – sei's von Kräutern oder sei's von Früchten, die Gott uns zum Zweck der Ernährung pflanzte –, deswegen nehmen sie wegen der eingetretenen Vermischung alle möglichen Farben an; doch herrscht die rote Farbe dabei deutlich vor; denn ihre Entstehung ist ja auf die Zersetzung der Nahrung durch das Feuer zurückzuführen; und dieses hat sich in der – durch die Zersetzung erzeugten – Flüssigkeit abgedrückt. Aus eben diesem Grund erhielt die Farbe der Flüssigkeit, die das ganze Soma durchströmt und die den Namen „Blut“ erhalten hat, eben dieses rote Aussehen. Dieses Blut ist von da ab die Nährquelle, aus der das ganze Soma seinen Unterhalt schöpft; denn allen Teilen des Somas werden mit diesen Nährstoffen auch Flüssigkeit zugeführt, womit der Verlust durch ausgeschiedene Flüssigkeit ersetzt wird.

Diese Zufluss und dieser Abfluss, sie beide vollziehen sich in genau der Weise wie die Bewegungen aller Dinge im Weltall, der Bewegung nämlich, dass alles miteinander Verwandte einander zustrebt, falls sie davon nicht durch andere Bewegungen im Weltall gestört und umgelenkt werden. Denn einerseits lösen die uns von außen umgebenden Stoffe unser Soma beständig auf und verteilen das von ihm Abgelöste so, dass jedes Teilchen zu der ihm verwandten Stoffgattung gelangt; andererseits sind die Bestandteile des Bluts – zerstückelt im Soma und von ihm umschlossen – dadurch gezwungen, die Bewegungen des Weltalls mitzuvollziehen; so wird überall und allezeit eine hier entstehende Lücke durch ein von dort kommendes Teilchen ausgefüllt.

Ist der Abfluss stärker als der Zufluss, so nimmt das Soma des Lebewesens ab; und ist er schwächer als dieser, dann wächst es.

In der *Jugend* sind die Wurzeln der Ur-Dreiecke, aus denen die Ur-Gebilde – deren Zusammenschluss einen Grundstoff ausmachen – zumeist noch fest mit einander verbunden. Lockern sich diese Wurzeln infolge der vielen jahrelangen Kämpfe, die diese Ur-Dreiecke mit anderen Ur-Dreiecken auszustehen hatten, dann sind die aus ihnen zusammengefügteten Ur-Gebilde nicht mehr imstande, sich die eingeführte Nahrung durch richtige Zerteilung gleichartig zu machen; vielmehr werden die eigenen Ur-Dreiecke dann von den von außen eindringenden gelegentlich – und mit zunehmender Lebenszeit immer häufiger – zerstört; und das Lebewesen tritt sodann in die Lebenszeit des *Alters* ein. Doch wenn dann schließlich die Bänder der dem Mark angehörenden Ur-Dreiecke ihren festen Halt verlieren und sich infolge des aufreibenden Überlebenskampfes auflösen, so lösen sie damit auch den Verbund des Marks mit der Psyché, was der *Tod* des Lebewesens ist. Und diese Psyché, der so ihre natürliche Freiheit zurückgegeben worden ist, entflieht dann in freudiger Stimmung; denn alles, was wider die eigene Beschaffenheit ist, das ist unangenehm, während alles der eigenen Beschaffenheit Entsprechende angenehm ist. Aus diesem Grund ist eben auch ein durch Krankheiten oder durch Verwundungen herbeigeführter Tod schmerzhaft, wogegen der ungetrübte langsame Tod infolge eines hohen Alters eher von Lust als von Schmerz begleitet ist.

Was nun die *Krankheiten* betrifft – und hier zunächst die *Erkrankungen des Somas* –, so ist der Grund ihrer Entstehung wohl jedermann klar. Denn es sind die Vier Großen Grundstoffe Erde–Wasser–Luft–Feuer, aus denen sich das Soma zusammensetzt; jedes widernatürliche Zuviel und Zuwenig, jede Vertauschung des natürlichen Platzes mit einem fremden Stoff, jedes Herbeiziehen einer der vielen Unterarten der Grundstoffe zu einem diesem so nicht Zugehörigen, und jedes sonstige störende Einfügen: alles dies wird zur Ursache einer inneren Aufruhr und zur Erkrankung des Somas. Denn ...

Ja, guter Antisthènes, ich verstehe und gehorche.

Mit den *Erkrankungen der Psyché*, die durch das Soma veranlasst werden, steht es folgendermaßen: Dass *Unvernunft* eine *Krankheit der Psyché* ist, das wird man ohne weiteres zugeben. Die Unvernunft hat zwei Arten: den Wahnsinn, und die Unwissenheit. Überschreitet der Anlass, durch den man in

einen dieser beiden Zustände gerät, das gewöhnliche Maß, so führt dies da zu Lust und dort zu Schmerz, als die schwersten derartigen Krankheiten. Denn ein Mensch, der ganz in Lust aufgeht oder aber sich ganz an den Schmerz verloren gibt, der somit ganz von dem blinden Streben erfüllt ist, die Lust zu erhaschen und den Schmerz von sich zu stoßen, der ist nicht imstande, irgendetwas richtig zu sehen oder zu hören: Er ist ein Rasender; und er ist demnach zu keiner vernünftigen Überlegung fähig.

Wem in der Umgebung des Marks der Samen in Fülle und überreichem Flusse hervorquillt – einem Baum vergleichbar, dem sein Erzeuger ein Übermaß von Früchten geschenkt hat –, dem erwächst immer wieder eine Fülle von Schmerzen sowie eine Fülle von Lust aus seinen Begierden und deren Erzeugnissen. So befindet er sich durch die überwältigende Macht der Lüste und Schmerzen den größten Teil seines Lebens in einem Zustand des Wahnsinns. Doch obschon ihm seine Psyché durch den Einfluss seines Somas erkrankt und er somit der Einsicht beraubt ist, wird er trotzdem nicht als ein Kranker, sondern als ein Schlechter beurteilt.

In Wahrheit aber ist die Zügellosigkeit im Liebesgenuss in den meisten Fällen eine Erkrankung der Psyché, und dies dadurch, dass ein einzelner Grundbestandteil in einem der Knochen, die das Mark beherbergen, durchlässig geworden ist und so die Feuchtigkeit in den übrigen Soma abfließen lässt. Oft wird von Maßlosigkeit in den Genüssen geredet, und dies im Sinne des Vorwurfs, es handle sich um eine freiwillige Schlechtigkeit; aber fast alle diese Vorwürfe sind unberechtigt. Denn niemand ist gern und zudem auch freiwillig schlecht; abgesehen von einer verfehlten Erziehung, trägt vielmehr irgendeine üble Beschaffenheit seines Somas die Schuld daran, dass ein – angeblich – Schlechter nun schlecht geworden ist. Und wem dies widerfährt, dem geschieht dies zu seinem Unwillen und somit wider seinen Willen.

Was zudem die Schmerzen anbelangt, so kann das Soma für die Psyché ja zum Anlass von vielfacher Schlechtigkeit werden. Denn wo die sauren und salzigen Schleime sowie die bitteren und galligen Säfte, die im Soma umherirren, keinen Ausgang nach außen finden, sondern – im Inneren zusammengedrängt – ihre eigene Ausdünstung auf die Bewegung der Psyché einwirken lassen und sich mit ihr mischen, da erzeugen sie allerhand Krankheiten der Psyché, schwächere wie auch stärkere, in geringerer wie auch in größerer Anzahl. Indem sie nun in die drei Heimstätten der Psyché Eingang finden, geben sie diesen Stellen jedesmal Anlass zu einem bunten Allerlei von Trübsinn und Schwermut, von Verwegenheit und Feigheit, von Vergesslichkeit und Stumpf-sinn.

Und wenn zu all' diesen körperlichen Missständen auch noch verkehrte Staatseinrichtungen hinzukommen, verstärkt durch verderbliche Reden, die sich im persönlichen Verkehr wie dann auch im öffentlichen Leben ausbreiten, und wenn außerdem von Jugend auf die Beschäftigung mit den Wissens-fächern vollständig vernachlässigt wird, dann sind dies eben zwei von unserem Willen völlig unabhängige Gründe, die uns alle – soweit wir nun schlecht sind – schlecht gemacht haben.

Die Schuld fällt zwar mehr auf die Erzeuger als auf die Erzeugten sowie mehr auf die Erzieher als auf die Erzogenen; dennoch muss jeder mit ganzer Kraft danach streben, durch Erziehung, durch wissenschaftliche Bildung und durch die Ausrichtung seines Lebens auf die dadurch ermittelten Grundsätze dem Laster zu entkommen und der Tugend zu dienen. Doch ist dies – gemäß Pláton – hier nicht der Ort, darauf näher einzugehen.

Dagegen ist es hier angebracht und geziemend, zum Trost die Gegenseite dazu aufzuweisen, nämlich: die Mittel darzulegen, durch deren Anwendung eine heilsame Pflege des Körpers und der geistigen Anlagen gesichert wird. Denn von Rechts wegen hat das Gute mehr Anspruch auf Beachtung als das Schlechte.

Alles Gute ist schön; und was schön ist, dem fehlt es nicht am richtigen Maß. Daher darf bei einem Lebewesen, um ihm Schönheit zuzusprechen zu können, das Ebenmaß nicht fehlen.

Hinsichtlich der richtigen Maßverhältnisse haben wir zumeist zwar ein Auge für das Unbedeutende und ziehen dann eben dieses in Betracht; für das Wesentliche und Wichtige beim Bestimmen des richtigen Maßes haben wir aber kein richtiges Verständnis. Denn zum Bestimmen von Gesundheit und Krankheit sowie für Tugend und Laster ist kein Ebenmaß und kein Missverhältnis wichtiger als das unmittelbar zwischen Psyché und Soma bestehende; darauf jedoch achten wir nicht.

Wir bedenken nicht, dass ein Lebewesen dann als Ganzes nicht schön ist, wenn eine starke und in jeder Hinsicht groß angelegte Psyché zu ihrem Fahrzeug ein schwächeres und unansehnliches Soma besitzt, oder wenn das Verhältnis von Psyché und Soma zu einander umgekehrt ist; denn dann fehlen dem Ebenmaß ja doch die wichtigsten Beziehungen.

Hingegen ist die gegenteilige Erscheinung für jeden, der sehen kann, der schönste und liebste Anblick.

Ein Soma zum Beispiel, der mit unverhältnismäßig langen Beinen versehen ist oder sonst eine durch Übermaß gekennzeichnete Unregelmäßigkeit aufweist, ist nicht nur hässlich, sondern neigt zudem auch beim Zusammenarbeiten aller seiner Teile leicht zur Ermüdung sowie zu mancherlei nervösen Störungen und Zuckungen, auch wegen seiner Unbeholfenheit zum Fallen; so verursacht er sich selber tausenderlei Übel.

Das selbe gilt nun auch von dem aus Psyché und Soma zusammengesetzten Gegenstand, den wir „Lebewesen“ nennen: Wenn nämlich in ihm die Psyché stärker als das Soma und zudem von überwiegend zornmütiger Beschaffenheit ist, so erschüttert sie ihn in seinen Grundfesten und füllt ihn von innen her mit Krankheiten aus. Strengt sie sich aber im Beschäftigen mit den Wissenschaften und mit dem Forschen an, so zehrt sie ihr Soma aus. Übt sie sich zudem in der Lehrtätigkeit und im Redekampf, die teils öffentlich und teils in engeren Kreisen in streitsüchtigem und rechthaberischem Geist betrieben werden, so erhitzt sie ihr Soma und zerstört dadurch sein Gefüge, indem sie in ihm gewisse Stoffe zum Fließen bringt. In diesem Punkt täuschen sich die meisten sogenannten Ärzte, die dann die Ursache der Erkrankung

nicht in der Psyché, sondern im Soma suchen.

Ist hingegen ein großes – die Psyché weit überbietendes – Soma mit dieser Psyché und deren schwachen Kräften verbunden, so ist der Umstand zu bedenken, dass es im Menschen von seiner Beschaffenheit her einen zweifachen Trieb gibt, bestehend aus: dem Trieb nach Nahrung, verursacht durch das Soma, und den Trieb nach Einsicht, verursacht durch das Göttlichste, an dem wir Menschen Anteil haben. Im jetzt betrachteten Fall siegen dann ja dann die Regungen dieses stärkeren Teils des Ganzen, nämlich die des Somas: Diese nun sind ganz auf ihren eigenen Vorteil bedacht; und sie machen dadurch die Psyché stumpf und unbelehrbar und gedächtnisschwach; auf diese Weise erzeugen sie die Unwissenheit, diese schwerste aller Krankheiten.

Es gibt nur *eine* Rettung für beide: Die Psyché darf nicht ohne ihr Soma in Bewegung gesetzt werden, und das Soma nicht ohne seine Psyché; so – und nicht anders – können beide, dabei ihre Rechte bewahrend, zu einander ins Gleichgewicht und auf diesem Weg zur Gesundheit gelangen.

Wer demnach in der Wissenschaft wirkt oder sonst einen Beruf ausübt, der starke geistige Anstrengungen erfordert, der muss auch auf ein entsprechendes Maß an Körperbewegung bedacht sein, am besten durch eifrige Pflege der Gymnastik; und wer seine Hauptsorge der Bildung des Somas widmet, der muss dabei unbedingt die Kräfte der Psyché in Tätigkeit halten, und dies sowohl durch Pflege der Musik als auch des gesamten Geistesgebiets; denn nur dadurch erlangt er einen berechtigten Anspruch darauf, als schöner und sittlicher Mann zu gelten.

In der gleichen Weise muss sich die Pflege auch auf die Teile des Somas erstrecken, und dies in der Nachahmung des Vorbilds, das uns das Weltall bietet. Denn da das Soma von dem, was es als Nahrung zu sich nimmt, innerlich manchmal erhitzt und manchmal abgekühlt wird, und da es zudem durch die es umgebenden Grundstoffe manchmal ausgetrocknet und manchmal angefeuchtet wird, und da es auch alle weiteren Abfolgen der durch solche Kräfte veranlassten Auswirkungen über sich ergehen lassen muss, so wird dieses Soma – wenn man es tatenlos diesen beiden bewegenden Mächten überlässt – von diesen überwältigt und schließlich vernichtet. Ratsam ist es daher, dem Beispiel des – im Weltall den Ausgleich aufrecht erhaltenden – Bewegungen des Raums zu folgen, dieser Ernährerin und Amme des Weltalls, und demnach das Soma möglichst nie in Untätigkeit zu belassen, sondern es in Bewegung halten, und es durch unausgesetzte Schwingungen, die man ihm auferlegt, sich gegen jene – von innen sowie von außen wirkenden Bewegungen in naturgemäßer Weise zur Wehr zu setzen, nämlich: durch maßvolles Rütteln die das Soma beeinflussenden – ziellos umherschweifenden und seine Kräfte hemmenden – Stoffteile entsprechend ihrer Verwandtschaft miteinander in die rechte Ordnung zu bringen; denn dann wird man – Pláton's früherer Behauptung gemäß, die sich auf das Weltall bezog – es nicht dazu kommen lassen, das zum Soma feindliche Stoffe sich miteinander verbinden und dadurch in ihm Kämpfe und Krankheiten hervorrufen; vielmehr wird dies dazu beitragen, dass sich Befreundetes zu Befreundetem gesellt, was schließlich der Ge-

sundheit zur Herrschaft verhilft.

Von allen Bewegungen des Somas ist jene die beste, die dieses Soma durch sich selbst entstehen lässt; denn sie gleicht den Bewegungen der Denkkraft wie auch denen des Weltalls am meisten. Von geringerer Güte ist die durch andere Gegenstände herbeigeführte Bewegung. Die schlechteste aber ist die, bei der das Soma selber ruht und sich nur in geringem Ausmaß von anderen Gegenständen bewegen lässt. Daher ist von allen Arten der Reinigung und der rechten Gestaltung des Somas die Gymnastik die beste; die nächstbeste ist sodann die Schaukelbewegung bei der Seefahrt oder bei sonstigen Fahrbewegungen, soweit diese nicht zur Ermüdung führen; die dritte Art der Bewegung ist zwar beim Vorliegen besonderer Umstände zuweilen nutzbringend, sonst jedoch für einen vernünftigen Mann durchaus unannehmbar, nämlich: das Reinigen des Somas durch Arzneimittel.

Denn vorhandene Krankheiten darf man – abgesehen von den Fällen, in denen große Gefahr vorliegt – nicht durch Arzneien zusätzlich aufregen. Die Art nämlich, in der die Erkrankungen entstehen, hat stets eine gewisse Ähnlichkeit mit der natürlichen Entwicklung der lebenden Wesen. Denn deren Gestaltung vollzieht sich so, dass bestimmte Abschnitte des Lebens zu durchlaufen sind; und zudem hat sowohl das ganze Menschengeschlecht als auch jeder einzelne Mensch sein fest bestimmtes Schicksal, abgesehen von den Eingriffen der blinden Notwendigkeit.

Für ein jedes Lebewesen sind nämlich die Ur-Dreiecke – aus denen sich die Ur-Gebilde der Grundstoffe zusammensetzen – gleich von vornherein bei ihrem Zusammenfügen mit der Kraft versehen worden, eine bestimmte Zeit hindurch auszudauern, nämlich: bis zu einer unüberschreitbaren Begrenzung der Lebenszeit. Und in eben dieser Weise bilden sich die Erkrankungen. Gewährt man diesen Krankheiten nicht die ihnen jeweils bestimmte Zeit, sondern greift vielmehr durch das Einnehmen von Arzneimitteln störend in die Vorgänge der Wiederherstellung der verlorengegangenen Ordnung ein, so pflügen aus kleinen Krankheiten große und aus wenigen viele zu werden. Daher hat man alle solche Erkrankungen durch eine vernünftige Lebensführung in eine geregelte Bahn zu leiten, soweit einem hierfür Zeit zur Verfügung steht; und man darf nicht durch die Anwendung aufreizender Arzneien bösertige Übel hervorrufen.

Was das Sterbliche am Lebewesen insgesamt wie auch in seinen Teilen betrifft, zusammen mit der Frage, wie man sich durch Leitung des Sterblichen sowie durch richtige Selbstleitung ein möglichst vernunftgemäßes Leben verschaffen kann, dazu mag – und muss hier – das Gesagte genügen.

Doch der Teil am Ganzen, der dazu bestimmt ist, die Leitung des Somas zu übernehmen, dieser allerdings muss in möglichst früher Jugend mit der Kraft ausgerüstet werden, seiner Führerstellung auf das Schönste und Beste gewachsen zu sein. Diese Fragestellung würde bei voller Ausführung wohl hinreichenden Stoff für ein ausschließlich dieser Aufgabe gewidmetes Werk liefern. Daher begnügt sich Pláton – und ich mich mit ihm – hier mit einer eher beiläufigen Ausführung; und dann ist im Anschluss an die Art und Weise des

zuvor Dargelegten wohl mit folgender Betrachtung den zum Ziel führenden Weg einschlagen:

Wie bereits mehrfach gesagt worden ist, sind uns drei verschiedene Kräfte der Psyché eingepflanzt worden, von denen eine jede mit den ihr eigenen Bewegungen ausgestattet ist. Dabei gilt nach wie vor, dass derjenige Anteil an der Psyché, der in Untätigkeit verharrt und demnach auf die ihm heilsame Bewegung verzichtet, unbedingt der schwächste ist, dagegen der auf beharrliche Ausübung seiner Bewegung bedachte der stärkste. Daher ist streng darauf zu achten, dass diese Anteile der Psyché mit ihren Bewegungen im rechten Verhältnis zu einander bleiben.

Was dabei den obersten Anteil der Psyché betrifft, so hat man sich ihn als Schutzgeist zu denken, den Gott einem jeden Lebewesen beigegeben hat; es ist dies die Kraft der Psyché, die – wie wir, Pláton wie auch ich, sagen, und zwar mit vollem Recht sagen – ihren Wohnsitz im obersten Teil des Somas hat, und die den Soma aufwärts richtet zum ihr verwandten Gebiet des Himmels; denn nicht irdischen, sondern himmlischen Ursprungs ist sie. Der Gott richtete nämlich den Kopf – die Wurzel des Menschen – dahin aus, wo die Psyché ihren eigentlichen Ursprung hat; und er gab so dem Soma des Menschen seine aufrechte Haltung.

Wer hingegen gänzlich im Bann der Begierden und des Ehrgeizes steht und seine Kraft völlig in den Dienst dieser Triebe stellt, der kann überhaupt keine anderen als irdische Gedanken in sich tragen; und er wird nicht die geringste Anforderung, die man an das Muster eines rein irdischen Lebewesens stellt, unerfüllt lassen. Denn er hat es ja an nichts fehlen lassen, was die Kräftigung dieses irdischen Teils seines Ganzen fördert.

Wer jedoch all' sein Bemühen auf die Bereicherung seines Wissens und auf den Erwerb wahrer Kenntnis gerichtet hält und diesen Anteil seiner Kräfte der Psyché in reger Betätigung erhält, der muss – insofern er die Wahrheit erfasst – unbedingt unsterbliche und göttliche Gedanken in sich führen; und er wird es daher – soweit die menschliche Beschaffenheit für Unsterbliches empfänglich ist – darin an nichts fehlen lassen. So wendet er dem Göttlichen alle Sorge zu; und da er den in sich beherbergten Schutzgeist hoch verehrt, wird er dadurch unweigerlich überschwänglich glücklich sein.

Daher ist es die Pflicht eines Jeden, dafür zu sorgen, dass ein jeder Teil seines Ganzen die diesem Teil zukommende Nahrung und Bewegung erhält; und die Umläufe des Weltalls zeigen den Denkbetätigungen die dem Göttlichen verwandten Bewegungen. Daher hat ein Jeder diese Umläufen zu folgen; und er erreicht dies so:

- Er hat die Eintracht dieser Umläufe des Weltalls zu erforschen.
- Er hat sodann den Umläufen in seinem Haupt, die ja schon bei dessen Entstehung Schaden erlitten hatten, ihre richtige Gestaltung erbringen.
- Er hat dies so zu erbringen, dass dabei das Betrachtete dem Betrachtenden seiner ursprünglichen Beschaffenheit gemäß angeglichen wird.

Auf diesem Weg wird er dann schließlich mit demjenigen Leben gekrönt, das die Götter den Menschen als das beste für die gegenwärtige Zeit sowie

auch für die folgenden Zeiten klar und deutlich vor Augen gehalten haben.

Damit nun scheint – so sieht dies Pláton – sein Vorhaben, das Entstehen und das weitere Werden des Weltalls bis zur Herstellung des Menschen darzustellen, so ziemlich zuende geführt zu sein. Was nämlich die Arten der Entstehung der übrigen lebenden Wesen betrifft, so können wir uns kurz fassen; denn die Sache erfordert nun nicht mehr eine breitere Darlegung. Somit dürfte das uns selbst befriedigende rechte Maß nunmehr für diese Ausführungen getroffen sein. Denn was da noch verbleibt, das kann in folgender Weise beschrieben werden:

Von den Lebewesen, die ursprünglich als Männer das Licht der Welt erblickten, wurden alle jene, die feige waren und ein frevelhaftes Leben führten, nach allem, was die Wahrscheinlichkeit lehrt, bei der zweiten Geburt in Frauen umgewandelt. Und gleichzeitig damit schufen die Götter aus diesem Grund den Zeugungstrieb, und zwar:

Δ durch Bildung einer Art beseelten Wesens, das sie in uns Männern entstehen ließen, sowie

Δ durch Bildung einer anderen Art beseelten Wesens, das sie in den Frauen entstehen ließen,

und zwar jedes von beiden in folgender Weise: Den Kanal für Getränke gaben sie da, wo er die aufgenommene Flüssigkeit durch die Lunge hindurch unter die Nieren in die Blase führt und unter dem Druck der Luft die nun umgewandelte Flüssigkeit ausscheidet, eine Öffnung nach dem Mark hin, nach dem vorhin beschriebenen Mark, das sich als zusammenhängender Strang vom Kopf am Nacken herunter durch das Rückgrat zieht, diesem Mark, dem wir vorhin den Namen „Samen“ gaben. Dieses Mark, das beseelt ist und nun an der Atembewegung teilhat, macht eben diese Stelle, an der diese Bewegung erfolgt, dadurch zum Zeugungstrieb, dass es ihr die leben-erweckende Begierde nach Ausströmung einpflanzt.

Daraus ergibt sich die Unfügsamkeit und die Selbstherrlichkeit der männlichen Schamteile, deren rasende Begierden keinen Widerspruch dulden, diesen Begierden, die wie ein Tier für jeden Zuspruch der Vernunft unzugänglich sind. Und aus dem gleichen Grund haben auch bei den Frauen die Scheide sowie die Gebärmutter die gleiche Auswirkung: Auch sie wohnen den Frauen als lebendiges Wesen inne, dies mit der Begierde nach Kinderzeugung. Wenn nun diesem Wesen – den Forderungen der Geschlechtsreife entgegen – die Zeugung lange Zeit versagt bleibt, dann wird es zu heftigem Unwillen erregt: Es schweift dann überall im Soma ihres Gastes hin und her; es verstopft die Luftkanäle und sperrt den Atem ab; und es verursacht auch die schwersten Beklemmungen und allerlei sonstige Krankheiten.

Dies ändert sich erst, sowie wechselseitige Liebe und Begierde beide Partner zusammenführt: So pflücken sie dann gleichsam die Frucht vom Baum. Denn sie leiten dann in die Gebärmutter der Frau wie in ein Saatfeld die Saat dieser unsichtbar kleinen noch unausgebildeten Tierchen, die sich auf diese Weise dann von beiden Partnern ablösen, daraufhin tief im Inneren der Gebärmutter genährt werden und dort heranwachsen, und die schließlich –

nachdem sie ans Licht geführt worden sind – die Entstehung des neuen lebenden Wesens derart zum Abschluss bringen.

So also sind die Frauen wie überhaupt alles Weibliche entstanden.

Das Geschlecht der Vögel entwickelte sich, indem diese Tiere statt Haare Federn bekamen, und dies durch Umgestaltung aus solchen Männern, die zwar harmlos, aber leichtsinnig waren, die sich zwar mit den himmlischen Erscheinungen befassten, aber einfältig genug waren, dann zu glauben, dass der Sehsinn die sichersten Erklärungen dieser Dinge liefert.

Das Geschlecht der Landtiere entwickelte sich aus solchen, die ohne jegliche Liebe zur Weisheit waren und sich selbst der Betrachtung der Himmelserscheinungen völlig verschlossen; denn sie wollten nichts mehr mit den Umläufen in ihrem Haupt zu schaffen haben; vielmehr haben sie sich gänzlich der Führung derjenigen Anteile der Psyché überlassen, die ihren Sitz um die Brust herum haben. Wegen dieser Ausrichtung ihres Lebens wurden ihre Vorderglieder und Köpfe der Verwandtschaft gemäß zum Erdboden hingezogen und fanden daher am Irdischen ihre Stütze. So bekamen sie Schädel mehrheitlich von länglicher Form, wobei die Form bei jedem Einzelnen davon abhängt, wie die Umläufe in ihm durch deren Mangel an Bewegung ihre runde Form verloren hatten.

Neben den vierfüßigen Landtieren entstanden sodann auch solche, die deswegen vielfüßig waren, weil Gott ihnen – je unverständiger sie bis dahin waren – umso mehr Stützpunkte unter ihrem jeweiligen Rumpf anbrachte, damit dieser noch näher zum Erdboden hin ausgerichtet wurden.

Die unverständigsten unter den Männern, deren ganzes Soma sich völlig zur Erde niederstreckte, sie wurden – weil sie keiner Füße mehr bedurften – zu fußlosen und auf dem Erdboden sich fortwindenden Tieren gemacht.

Das vierte und letzte Geschlecht, das der Wassertiere, entstand aus den allerunvernünftigsten und unwissendsten Männern, demnach aus solchen, die die Urheber ihrer Umbildung nicht einmal des reinen Atems für würdig erachteten, weil die Psychen jener Männer durch jede Art von Verkehrtheit entstellt war. Anstatt sie daher die dünne und reine Luft atmen zu lassen, stießen sie diese hinab in die Tiefe des Wassers, damit sie dort dessen trübe Feuchtigkeit einatmen. So entstand das Geschlecht der Fische und Muscheln und aller anderen Wasserbewohner; denn sie erhielten zur Strafe für den tiefsten Grad der Unwissenheit auch die tiefsten Wohnsitze angewiesen.

Und auf diese Weise werden auch jetzt noch, so wie damals, alle lebenden Wesen umgewandelt, indem sie – abhängig von Verlust bzw. Gewinn von Vernunft sowie von Unvernunft – mit dem Tod ihres Somas dann ihre Gestalt wechseln.

Und nunmehr dürfen wir – Pláton, und mit ihm auch ich – sagen, dass die hier vorgetragene Erörterung über das Weltall ihren Abschluss erreicht hat; denn ausgestattet ist es jetzt mit unsterblichen und mit sterblichen Lebewesen, und mit diesen zudem vollständig gefüllt. Auf diese Weise und auf diesem Weg ist dieses Weltall ein sichtbares lebendiges Wesen geworden, das alles Sichtbare umfasst, ein Abbild seines Herstellers, ein sinnlich wahrnehm-

barer Gott, der mächtigste und schönste: eben diese eine und eingeborene Welt.

Kriton: Dann, bester Speysíppos, danken wir Dir für Deine unermüdliche Geduld mit uns, die wir Dich in unserer Unruhe mehrfach unterbrochen haben. Und dass Du den – auch diesmal, soviel ich weiß, wegen einer Erkrankung am Dabeisein verhinderten – Pláton nun hier so prächtig vertreten hast, dafür sind Dir ohne jeden Zweifel auch die unter uns zum Dank verpflichtet, die nicht jedem Teil der Argumente Plátons unbesehen mit „Ja, o Pláton!“ und „Wie könnt' es anders sein, o Pláton?!“ zustimmen.

Und einer von uns, der offenkundig nicht allem von Dir so getreu Vorge-tragenem zustimmt, wird unser – von weitem über stürmische Meere zu uns hergereister – Aristíppos sein. Deut' ich, lieber Aristíppos, die Bewegungen Deiner Arme richtig?

Aristíppos: Nicht ganz! Zwar hab' ich durchaus etwas anzumerken; das hast Du richtig erkannt. Aber mit meinen Armbewegungen wollt' ich Dich auf Theodóros aufmerksam machen, dessen Begehren, uns auf eine Sache – und sicherlich eine ganz wichtige – aufmerksam zu machen, Dir wohl jetzt entgangen ist!

Kríton: Entschuldige, bester Theodóros! Bitte sprich, und zögere nicht, uns an Deinen Einsichten teilhaben zu lassen!

Theodóros: Es handelt sich dabei durchaus nicht um etwas Großarti-ges, sondern nur um zwei Randbemerkungen, die eine den Raum, die andere den Erd-Grundstoff betreffend.

Zunächst ist Pláton – wie mir mein Theaitétos berichtet hat – von den fünf Grundstoffen Erde–Wasser–Luft–Feuer–Raum ausgegangen und hat sie auf die – von meinem Schüler nachgewiesenen – fünf regulären Körper bezogen. Vom Aufteilen des Raums in Raumgebilde hat er aber sodann – nach den sehr eindringlichen Hinweisen meines Schülers – recht bald Abstand genommen; und um diesen vierten unter den fünf Körpern nun nicht gänzlich unberück-sichtigt sein zu lassen, hat er dieses eckige Gebilde auf die runde Form des Weltalls bezogen. Ich kann nicht behaupten, dass ich über diesen Weg zur Lö-sung der Schwierigkeit, die er da im Eilverfahren eingeschlagen hat, beson-ders erfreut bin; als schön jedoch eracht' ich ihn auf keinen Fall.

Sodann hätte Pláton gut daran getan, diese plötzlich – und wohl im Traum und von der Leber aus – erfolgte göttliche Eingebung zuerst einige Wochen oder Monate zu überschlafen, anstatt sie gleich zu Papier zu bringen und da-her dann an sie gebunden zu sein. Denn dann hätt' ihm der Hufschmied sei-nes Lieblingspferdes, entsprechend befragt, zweifellos darauf aufmerksam gemacht, dass es nichts Erdartiges gibt, das nicht durch hinreichend große Erhitzung verflüssigt und dadurch zu Wasserartigem gemacht werden kann.

Aischínes: Aber so hat er dies doch auch in seiner *vorigen* Lehre aus-drücklich gelehrt! Was – um aller Götter Willen – mag ihn denn bewogen ha-ben, *nunmehr* den Stahl dem Wasserartigen zuzuordnen?!

Theodóros: Dies wird wohl – will man ihm nicht gelegentliche Stur-köpfigkeit und Blindheit unterstellen, von niemandem zu ergründen sein.

Da nur drei der fünf regulären Körper Seitenflächen haben, die sich aus gleichseitigen Dreiecken zusammensetzen, wär' es eigentlich angebracht gewesen, diese auf die drei mit einander ähnlichen Großen Grundstoffe Erde–Wasser–Luft zu beziehen; denn der Große Grundstoff Feuer hebt sich in seiner Beschaffenheit von drei anderen in mehreren Hinsichten deutlich ab.

Antisthènes: In welcher Hinsicht? Kannst Du mir eine nennen?

Theodóros: Nun, betrachte ein Feuerwerkzeug, sei's aus Stein oder sei's aus Holz hergestellt. Nimm es, erzeuge damit an ölgetränktem Hanf eine kleine Flamme, und beachte die Zeit, die Du durch die Reibe-Bewegungen zum Erzeugen dieser Flamme benötigst. Nach dem Erlöschen dieser Flamme verpacke alles in ein ölgetränktes Leinentuch und grab' es hoch oben auf den Schneebergen tief in Schnee und Eis ein. Sowie Du nach einigen Tagen sicher sein kannst, dass nun kaum noch Feuer-Gebilde in diesem Werkzeug vorhanden sind, begib Dich dorthin, hole das Werkzeug aus der Grube, uns bemühe Dich, nun wieder eine Flamme zu erzeugen. Wird Dir dies gelingen, obwohl darin kaum noch Feuer-Gebilde vorhanden sind?

Antisthènes: Es wird mir gelingen, wiewohl darin Feuer-Gebilde nicht mehr im nennenswerten Umfang vorhanden sein können. Und auch die Wasser-Gebilde müssten darin nach einer hinreichend langen Zeit des Abkühlens aus den Instrumenten ausgeschwitzt worden sein.

Theodóros: Wirst du dort oben in Schnee und Eis an windgeschützter Stelle merklich mehr Zeit zum Entflammen des Hanfs benötigen als hier unten in Meeresnähe?

Antisthènes: Das ist nicht anzunehmen; denn Reisende, die vom Norden zurückgekehrt sind, haben davon nichts berichtet.

Theodóros: Oder betrachte das Entflammen und Brennen einer Kerze aus Wachs. Der Docht der Kerze enthält festgewordenes Wachs, somit Erdartiges. Legt man ein brennendes Holzstäbchen an den, so fängt dieser ersichtlich erst dann zum Brennen an, wenn das Wachs im Docht zu Schmelzen begonnen hat. Und danach betrachte die Flamme der Kerze – falls sie weder zu lodern noch zu glimmend ist – ganz genau: Du wirst dann erkennen, dass das Feuer durchaus nicht aus dem Docht herausschießt und nicht einmal fufenscharf am Docht ansetzt, dass sich vielmehr zwischen Docht und Flamme eine winzig-kleine Schicht befindet, die ganz offensichtlich aus Luftartigem besteht, nämlich, wie ich meine: aus der – durch die Hitze der Flamme hervorgebrachten – Verdunstung des geschmolzenen Wachses.

Und nun bringe Deinen Finger dreimal nahe an die Flamme heran, aber ohne sie dabei zu berühren, also mit ihm noch in der Luft verbleibend: das eine Mal einen viertel Finger breit unterhalb der Flamme, das zweite Mal einen Finger breit neben der Flamme, und das dritte Mal drei Finger breit oberhalb der Flamme: Von wo ziehst Du Deinen Finger am frühesten zurück?

Antisthènes: Nun, natürlich aus der Luft oberhalb der Flamme; daran gib's nichts zu rütteln.

Und ich versteh' Dich nun so: Da es grundsätzlich nichts Festes und Erdartiges gibt, das nicht bei entsprechender Hitze schmilzt und verdampft – wo-

von sich jeder, der den Gipfel des Ätnas besucht, völlig überzeugen kann, indem er irgendeinen sich aus Erd-Gebilden zusammensetzenden Gegenstand in die dort austretende Lava schleudert. Somit – weil es nichts Unschmelzbares an Festem gibt – gibt es nach Pláton's neuester Naturphilosophie auch nichts Erdartiges. Andererseits benötigt er dieses Erdartige ganz dringend; denn sonst fließt ihm das Mark aus den dann darin offenen Poren der Wirbelstücke seiner Wirbelsäule durch seinen Unterleib in seine ...

Theodóros: Dass sich alles Feste und in diesem Sinn Erdartige verflüssigen lässt, darüber hätt' ihm der Hufschmied seines Pferdes sicherlich gute Auskünfte geben können; aber da hätt' er eben diesen Banausen aufsuchen und befragen müssen.

Als schön eracht' ich zudem auch nicht seine Art der Zusammenfügung der Seitenflächen des Würfels; denn diese gleichschenkligen Dreiecke stehen in keinem Einklang mit den ungleichschenkligen, die er für die anderen drei Ur-Gebilde gewählt hat; dabei ist doch Einklang und Zusammenpassen ein wesentliches Merkmal der Schönheit!

Aischínes: Wie, unser Theodóros, hättest dann Du die Seitenflächen eines Würfels aufgeteilt?

Theodóros: Ganz einfach, nämlich: in vier ungleichschenklige Dreiecke!

Aischínes: Und wie sind diese dann beschaffen, wenn sie rechtwinklig sind, aber dennoch ungleichschenklige?

Theodóros: Ganz einfach! Betrachte ein Quadrat, und halbier' es zu zwei gleichgroßen Rechtecken! Sodann ...

Aischínes: Ach, jetzt versteh' ich's! Durch jedes dieser beiden Rechtecke ist dann eine Diagonale zu ziehen. Daraus entstehen dann pro Rechteck zwei rechtwinklige Dreiecke; und bei jedem dieser Dreiecke ist die *längere Kathete* doppelt so lang wie die kürzere Kathete.

Aber mit der anderen Art von ungleichschenkligen Dreiecken ist diese Art dann doch nicht ganz ähnlich; denn dort ist die *Hypothense* doppelt so lang wie die kürzere Kathete!

Theodóros: Das ist ganz richtig! Trotzdem besteh' ich darauf, dass diese beiden Arten zu einander zwar nicht durchgehend ähnlich, aber doch viel ähnlicher sind als jede von ihnen zum gleichschenkligen Dreieck.

Aischínes: Das wird niemand, der nicht blind ist, abstreiten; denn das wird auch der in Geometrie gänzlich Unbewanderte nach dem ersten Blick auf diese drei Dreiecke unumwunden zugeben.

Ich hab' im Zusammenhang damit zwar gleichfalls noch auf eine Unebenheit in dieser dritten der so rasch aufeinander folgenden Naturphilosophien Pláton's hinzuweisen; doch will ich dies auf später verschieben. Denn es geziemt sich nicht, unseren von so weit zu uns hergereisten Freund länger warten zu lassen! Zudem bin ich ihm ja über den Tod hinaus dankbar; denn er hat sich in Syrakus am Hof des Dionýsios – ganz anders als Pláton, der mich dort keines Blicks gewürdigt hat – stets meiner angenommen.

Aristíppos: Nun, mein guter und lieber Aischínes, ich habe da nichts getan, was nicht als selbstverständlich zu erachten ist; und zudem hat es mir

Freude und Vergnügen – in anderen Worten: Lust – bereitet, jemandem beizustehen, der ungerechtfertigterweise verdrängt wird. Und auch Deine Dankbarkeit hat in mir die Empfindung des Glücks und der Freude – somit eine stille und bis heute andauernde Art der Lust – beschert.

Ja, die Lust! Viel hätt' ich zu Pláton's Verwendung des Ausdrucks „Lust“ zu sagen. Ich selber verwend' dieses Wort ja doch bedeutungsgleich mit „Freude, angenehmer Zustand des Gemüts“. Pláton hingegen definiert ihn durch: „Rückkehr aus der unnatürlichen und unharmonischen Zusammenfügung der von ihm behaupteten Ur-Gebilde in einen natürlichen und harmonischen Zustand“, ohne dann allerdings irgendwie zu beschreiben, was er – sei's im alltäglichen Sinn, sei's im Sinne seiner eigenen Lehre – denn nun im Einzelnen darunter versteht. Sodann sagt er jedoch wenig später: „Wem in der Umgebung des Marks der Samen in Fülle und überreichem Flusse hervorquillt – einem Baum vergleichbar, dem sein Erzeuger ein Übermaß von Früchten geschenkt hat –, dem erwächst immer wieder eine Fülle von Schmerzen sowie eine Fülle von Lust aus seinen Begierden und deren Erzeugnissen.“: Wie das Eine zu dem Anderen bei ihm in seiner Lehre zusammenpasst, das seh' ich nicht ...

Antisthènes: Es passt ja nicht einmal bei ihm selber zusammen, nämlich mit seiner Lebensweise. Denn er hat nie gelernt, von Lust und Schmerz nicht mehr abhängig, sondern vielmehr davon frei zu sein; und er hat sich nicht einmal ernsthaft darum bemüht, dies zu erlernen und sich diese Haltung seines Geistes anzueignen!

Xanthippe: Guter Antisthènes! Dir – und hauptsächlich Dir und Deinem kühnen und tapferen Einsatz – ist es zu verdanken, dass mein verstorbener Gatte bald nach dessen Hinrichtung durch die Stadt von eben dieser Stadt und den meisten ihrer Bürger verehrt wurde und weiterhin verehrt wird. Dennoch bitt' ich Dich inständig um dieses:

Rede heute so, als ob mein verstorbener Gatte unter uns weilen würde! Rede daher nicht über Pláton, wohl aber über Lehrmeinungen, seien diese nun von ihm oder seien sie von jemand Anderem aufgestellt; und besprich diese sodann ohne Verunglimpfung wie auch ohne Ereiferung. Und gib Verunglimpfungen, die Ihr bei Pláton über Euch findet, nicht durch Verunglimpfungen zurück! Denn sonst verhältst Du Dich genau so wie er; und Deine Kritik an ihm fällt dann nicht nur auf ihn hin, sondern zudem auch auf Dich selber zurück!

Aristíppos: Mein bester Antisthènes! Dein Weg, von Lust und Schmerz frei zu kommen, ist ja deutlich verschieden von meinem Weg, sich an Freud und Leid nicht zu binden; und der dann – bei diesem Nicht-gefesselt-Sein – sich einstellende Zustand des Gemüts, den ich zumeist mit dem Wort „Lust“ bezeichnet habe, für den ist nicht einmal das Wort „Freude“ in seinem üblichen Gebrauch zutreffend; vielmehr wird diese Windstille vom Sturm der Leidenschaften vielleicht am besten durch „Glückseligkeit“ bezeichnet; aber für diesen Zustand des stillen und schwer bemerkbaren und nicht abbrechenden Glücklich-Seins gibt es eigentlich keine so recht zutreffenden Worte in

unserer Sprache des Alltags. Denn kaum jemand bemerkt diesen Zustand, sollt' er sich bei dem einen oder anderen einmal kurzzeitig einstellen, und dies deshalb nicht, weil er seinen Geist nicht geschult hat, auf sich selber und auf solche Zustände des eigenen Geistes zu sehen. Wo denn wird bei Pláton oder bei seinem Vater Parmenídes der ihnen jeweils eigene Geist auf diesen jeweils eigenen Geist gerichtet? Wo wird bei ihnen das Wahrnehmen nicht nur auf die fünf äußeren Sinne bezogen, sondern auch auf die inneren Sinne, von denen es nach den Lehren der indischen Gymnosophisten diese drei – genauer: diese drei Gruppen – gibt:

- * das Erinnern an Vergangenes,
- * das Vergewärtigen von Gegenwärtigen im Überlegen einer Sache, und
- * das Erwägen von Zukünftigen.

Zusammen sind dies acht Gruppen von äußerem und innerem Empfinden und Wahrnehmen, was jene weisen Lehrer aus den östlichen Gebieten des Persischen Reichs mit einem achtspeichigen Rad versinnbildlichen. Eine jede dieser – äußeren wie inneren – Empfindung und Wahrnehmung ist von einem Gefühlswert begleitet, der leidvoll oder ausgeglichen oder freudvoll sein kann.

Ich bräuchte sehr viel Zeit, um dies – dann mit Blick auf mein eigenes Streben in diese Richtung hin – zu beschreiben und zu begründen; und dies Zeit haben wir jetzt nicht mehr. Aber vielleicht gewährt Ihr mir sie an einem der folgenden Tage vor meiner Abreise aus Eurer Stadt!

Krítón: Dies soll geschehen! Aber unseren Phaídon drängt es, uns sein Urteil über das Vorgetragene mitzuteilen.

Phaídon: Sokrátes hat die Psyché – das Noýs, wie er, darin Anaxagóras folgend, stets gesagt hat – nie so aufgefasst, wie dies Pláton tut; und zu Recht lässt Pláton daher solches Reden diesmal nicht unseren verstorbenen Meister vortragen. Ich weiß, dass dieser sich – seit ich ihn habe kennenlernen dürfen und ich durch ihn und durch unseren verehrten Krítón hier aus der Versklavung befreit worden bin – bis zu seinem Lebensende hin immer wieder und lang und länger mit der Frage befasst hat, ob und wie und in welchem Umfang der eigene Geist eben diesen eigenen Geist erfassen und erkennen kann: Allzeit Flüchtigtes hat er da, wenn er oft stundenlang mit dem Auge des Geistes aufmerksam nach Innen geschaut hat, nur vorgefunden; so hat er es uns berichtet. Und auch sein Schauen nach Innen ist nicht immer achtsam erfolgt, wie er von sich aus zugegeben hat, sondern war dem ständigen Entstehen–Vergehen unterworfen und musste daher wachsam diese Achtsamkeit – sowie sie dahinzudämmern drohte – wieder liebevoll und dennoch kraftvoll an ihr Beschützen des aufmerksamen Schauens nach Innen erinnern. So ungefähr hat er das, was er da geschaut hat, mir und Anderen unter seinen Jüngern gelegentlich beschrieben nämlich: dass da zwar der Strom der Gedanken fließt und sich so rasch verändert, dass es größte Mühe kostet, dieses Verändern des Gedankenstroms wenigstens teilweise zu erfassen; und dass der Erfassende, wenn er sich dabei selber erfassen und sehen will, wenn er zu diesem Zweck sozusagen einen Schritt hinter sich zurücktritt, dann nur

die Spur dieses Erfassenden sieht und nicht ihn selber, in seinen Worten: dass ihm dann nur die jeweils augenblickliche Erinnerung an das vorangegangene Erfassen gegenwärtig ist, aber weder dieses nun vergangene Erfasst-Haben noch das gegenwärtige Erfassen-Wollen des vergangenen Erfasst-Habens.

Ja, auch er hat – wie Anaxagóras und wie dessen geistige Väter in Milet und auch in Ephesos – die *eine* Beziehung zu verstehen und zu erkennen versucht, nämlich: die zwischen dem Weltall und dem Geist, und dabei vor allem: die zwischen der richtigen Ordnung der Gestirne im Weltall und der richtigen Ordnung der Gedanken im Geist. Ob er da zu einem abschließenden – und ihn selber in jeder Hinsicht überzeugendem – Ergebnis gelangt ist, das weiß ich nicht; und davon hab' ich von ihm auch nie etwas vernommen. Jedoch:

★ Über das unentwegte Wechselspiel von Einklang und Missklang – von Eintracht und Zwietracht, von Harmonie und Disharmonie – in diesem Strom der Gedanken, ja, darüber hat er oft gesprochen,

★ wie auch darüber, dass *im* Weltall stets ein Zustand aus einem anderen hervorgeht und selber einen weiteren hervorbringt, und so seit jeher wie auch weiterhin, ohne Anfang und ohne Ende, und dass in gleicher Weise ein jeweils gegenwärtiger Zustand des *ganzen* Weltalls dann wohl in gleicher Weise aus dem ihm unmittelbar vorangegangenen hervorgeht und zudem den ihn unmittelbar folgenden hervorbringt,

★ und eben auch darüber, dass man gut daran tut, das in der Welt der Phýsis so Gesehene auch in der Welt des Noýs so zu sehen: dass *im* Geist stets ein jeweiliger Gedanke durch einen anderen hervorgebracht worden ist und selber einen weiteren hervorbringt, und dies seit jeher wie auch weiterhin, ohne Anfang und ohne Ende, und dass in gleicher Weise ein jeweils gegenwärtiger Zustand des *ganzen* Geistes dann wohl in gleicher Weise aus dem ihm unmittelbar vorangegangenen hervorgeht und zudem den ihn unmittelbar folgenden hervorbringt.

Aber das sei alles kein Wissen, sondern nur ein Herumirren seiner Vermutungen, so ist er nicht müde geworden, abschließend zu uns zu reden.

Eykleídes: Ja, so und nicht anders haben wir, seine Jünger, dies dann von ihm vernommen, wenn wir nicht mehr auf dem Marktplatz mit seinen vielen Schülern gesprochen und uns unterhalten haben, sondern wenn wir uns danach *hier* in seinem Haus – und dann unter Beisein seiner Jüngerin und Gattin – noch zusammengesetzt und dann seinen Worten gelauscht haben. Pláton aber war, *soviel ich weiß*, dabei nie anwesend; und ich bezweifle, ob er dieses kleine und ärmlich eingerichtete Gebäude jemals betreten hat.

Pláton nun, *er* scheint seine eigene Psyché *vollständig* zu erfassen; denn so und nicht anders sind die Darlegungen im Bericht unseres jungen Freundes Speysíppos zu verstehen. Von einer *dreiteiligen* Psyché spricht er nun offenbar, und *nicht* mehr von einer *nur zweiteiligen*, wenn ich dies richtig verstehe ...

Hermokrátes: So hab' ich das bislang – nach allem, was ich von ihm an Büchern zur „Politeia“ erhalten habe, ja ebenfalls verstanden! Ich habe doch

bei meiner kurzen Wiedergabe nichts verkürzt oder verzerrt dargestellt!

Speysíppos: Das trifft zu. Aber Pláton denkt inzwischen schon etwas anders ...

Kratýlos: Demnach ist auch sein eigener Geist in ständiger Bewegung, ohne dass es darin irgendetwas Festes gibt! Und dann wird er auch seine Lehre von den ewigen reinen Unterschieden – von den Ideen –, die er ja bislang bereits mehrfach verändert hat und für die er nicht einmal überall die gleichen Ausdrücke zu benutzen in der Lage ist, so verändern, dass darin diese Ideen zu nichts anderem werden als zu den Begriffen, so, wie wir diese Begriffe mit unserer Sprache begreifen!

Speysíppos: Darüber möcht' ich keine Vermutungen äußern. Vielmehr scheint er jetzt diese *ewigen Unterschiede* vom *Gewoge des vergänglichlichen Werdens* klar unterscheiden zu können.

Eykleídes: Dann darf wohl schon auf weitere Bände der „Politeia“ mit Spannung warten. Gespannt bin ich, ob der – seiner Vorstellung nach: der beste – Staat darin genau so gegliedert wird wie hier die dreiteilige Psyche entworfen und beschrieben hat: Das Haupt – die Herrschenden, die Vorgesetzten, ob mehrere oder ob nur einer, das bleibt ungesagt – besteht aus den *Weisen*, genauer gesagt natürlich: aus den *aus Pláton's Sicht Weisen*. Die zornvollen und grimmigen *Waffenträger* haben seine Anordnungen strikt umzusetzen und rücksichtslos durchzusetzen; sie haben dabei zwar zuweilen auch nach außen, aber stets nach unten zu schauen, um unentwegt den dortigen – nach Sicht des Weisen: gänzlich unvernünftigen – Teil der *Bürgerschaft* in Schach zu halten, und dies gemäß der Anweisung des ewigen Weisen: mit Honig und Galle, mit Zuckerbrot und Peitsche! Gegen die *äußeren* Ungeliebten brauchen diese Waffenträger ja nur gelegentlich vorzugehen, eben nur dann, wenn diese sich vor den Mauern zeigen. *Innerhalb* der Mauern hingegen haben diese Waffenträger bei Tag und bei Nacht die Befehle des Ewigen im Bereich des Werdenden Geltung zu verschaffen, wie und auf welche Weise auch immer. Einen *solchen* Staat haben wir – die wir dann nicht am Tisch des Pláton speisen dürfen und auch nicht speisen werden – ...

Antisthénés: ... an dem die dort Geduldeten ja ohnehin ausschließlich rohe Oliven zum Verzehr vorgesetzt erhalten ...

Eykleídes: ... dann zu erwarten. Ja, die Bewirtung wird etwas anders aussehen als die, welche Pláton nach der Verurteilung unseres Meisters in meinem Haus erhalten hatte ...

Antisthénés: ... und welche er auch später dann und wann genoss, nicht nur am Hof der Tyrannen von Syrakus, aber – wie jedermann bekannt ist – insbesondere dort!

Kríton: Lasst dies nicht zum weiteren Besprechungsgegenstand dieser nun eingebrochenen Nacht werden. Aber Du, unser guter Símon, der Du ein Vertrauter des Sokrátes warst, der Du sein Jünger warst und bist und bleibst: gib doch bitte nun auch Du uns kund, wie Du das, was uns zunächst Hermokrátes und Gláykon sowie jetzt Speysíppos von Pláton's Naturphilosophie und Anthropologie berichten, im Einzelnen beurteilst!

Símon: Im Einzelnen kann ich dies nicht tun; dann da müsstet Ihr mir bis weit nach Mitternacht geduldig und ermüdungsfrei zuhören. Aber es wird gemunkelt, Pláton würde einen weiteren Dialog – wohl mit ihm selber als den Rede-Führenden, und daher erstmals mutig und ohne sich hinter einem Anderen zu verstecken – diesmal über die Weisheitslehrer verfassen, sie dabei samt und sonders im schlechtesten Licht zeichnen, und dabei auch noch eine abfällige Bemerkung über mich in einen Nebensatz einschleusen; deswegen will ich nun hier über seine Lehre – über seine Naturphilosophie mit Bezug auf seine Anthropologie – urteilen, und dies nicht als Weisheitslehrer, sondern als Schuster: als jemand, der ich allzu gerne an des Meisters Gesprächen am Marktplatz gelauscht hätte, wenn ich nicht tagaus-tagein daheim am Herd hätte neue Schuhe herstellen und alte Schuhe richten müssen zu dem Zweck, mir und den Meinen den Lebensunterhalt zu sichern; aber als jemand, dem das unermessliche und unbezahlbare Glück zugeflogen ist, dass dieser Meister mich, den Schuster, barfuß daherkommend dann und wann besucht und mich dabei über dieses und jenes unterrichtet hat.

Zuvor aber möcht' ich Dich, guter Phaídon, noch dieses fragen: Was an dem, das in dem mit Deinem Namen versehenen Dialog Pláton's, die Naturphilosophie des Meisters betreffend, hast Du ihm so berichtet, wie es dem entspricht, was in ihm nun darin zu lesen steht?

Phaídon: Nun, ich wiederhole, was ich vorhin gesagt habe und was ich auch bei früheren Gelegenheiten zu versichern nicht müde geworden bin:

Ja, Pláton hatte mich bald nach seiner Rückkehr aus Ägypten über diesen letzten Tag im Leben unseres Lehrers und Meisters befragt, ausgiebig befragt. Begleitet haben ihn zwei Sklaven, die auf Wachstafeln mitgeschrieben haben. Was dann Monate später als sein Dialog „Phaídon“ veröffentlicht worden ist, das war ungefähr zur Hälfte getreu meinem getreuen Bericht niedergeschrieben, und zur anderen Hälfte ohne Bezug auf das, was Sokrátes an diesem Tag zu uns gesprochen und was ich Pláton berichtet hatte, sondern vielmehr von ihm erfunden, oder, in seinen Worten gesagt: verfeinert.

Ich hatte ihn bald danach darauf hingewiesen; und er hatte mir daraufhin zugesagt, diesen Dialog auch entsprechend zu verändern. Veränderungen sind sodann auch erfolgt, und dies in mehreren Schritten. Aber zu Verbesserungen in dem von mir erhofften Sinn hat dies nie geführt, ganz im Gegenteil.

Ja, das meiste, was Pláton da unseren Meister zur Naturphilosophie sagen lässt, das hat er uns an seinem Abschiedstag im Vertrauen berichtet, es uns als sein geistiges Abschiedsgeschenk überlassen; und wir hatten ihm dabei versichert, es nicht an Unbefugte weiterzureichen.

Aber ich hatte bei jenem Bericht an Pláton diesen nicht als einen Nicht-Befugten erachtet; und daher hab' ich ihm diese Lehre vermittelt.

Er hat sie – vom Abschluss abgesehen, den er nach seinen Vorstellungen ausgeschmückt hat – nahezu wortgetreu wiedergegeben. Was daran aber wider alle Wahrheit ist – und von dessen Unwahrheit er schon zuvor gewusst haben müsste, und auf die ich ihn danach mehrfach, wenngleich erfolglos, aufmerksam gemacht habe –, das ist jenes, was er zuvor über des Sokrátes

Beziehung zu Anaxagóras, dem einen seiner zwei wichtigsten Lehrer, niedergeschrieben hat. Daher ist es nun Eure Aufgabe, der Mitwelt und der Nachwelt zu berichten, dass die Mehrzahl von dem, was in diesem Dialog steht, nicht von mir stammt und mit Sicherheit auch nicht von einem der Anderen, die diesen Abschiedstag mit ihm verbracht haben!

Símon: So wollen wir es halten, vorausgesetzt natürlich, dass die Mitwelt und danach die Nachwelt unsere schlichten Worte hört und sie nicht von seinen wohlgesetzten und breit angelegten Reden übertönt und überdeckt werden.

Außerdem werd' ich dem guten Kríton meine getreuen Mitschriften der von meinem Meister erhaltenen Belehrungen zum Abschreiben in Buchform überlassen. Denn ich selber mit meinem bescheidenen Einkommen habe dazu nicht die Mittel. Allerdings hab' ich ganz starke Zweifel daran, dass meine Mitschriften in einigen Generationen der Nachwelt noch zur Verfügung stehen werden: Wenn es gut geht, dann wird man die Titel dieser Schriften noch kennen und aus diesen entnehmen können, wovon unser Meister mit mir gesprochen hat. Aber selbst dies zu hoffen, das fällt mir schwer.

Zu schwer fällt es mir zudem, die Einsicht zu gewinnen, warum mit zweierlei Maß gemessen wird, nämlich: warum ein Aristokrat wie Pláton in seinen Schriften sich widersprechen darf, was man Heimhandwerker und deren Kindern – ich denke dabei nicht nur an mich und an unseren Aischínes, sondern auch an unseren Meister Sokrátes – nie hätte durchgehen lassen.

Gláýkon: So nenn' uns doch wenigstens einen solchen Widerspruch in dieser nunmehr dreiteilig gewordenen Schrift mit dem Titel „Timaios“, wenn Du dazu in der Lage bist!

Símon: Dazu bin ich in der Lage; und ich werd' Dir mehr als einen aufzuführen, wenn Dir dies beliebt und wenn heute die Zeit hierzu ausreicht; und im anderen Fall werd' ich Dir welche in den nächsten Tagen nachreichen.

Ich will sie hier nur andeuten; denn wir sollten unserer gütigen und weisen Gastgeberin noch die Zeit lassen, uns an Ihrer Sicht zu diesen Themen teilhaben zu lassen. Ich nenne hier nur die wichtigeren unter den Ungereimtheiten, die mir jetzt beim Hören dieser dreiteiligen Lehre aufgefallen sind:

★ Einerseits kann und will Pláton's allmächtiger und allgütiger und allweiser Gott nur das Beste und Vollkommenste schaffen und erstellen. Zum Erstellen gehört nun insbesondere bei ihm, der als reines Geist-Wesen ja keine Hände sein Eigen nennt, das Wort, sei es nur gedacht oder sei es zudem auch gesprochen. Die an seine Gotteskinder gegebene Anordnung zur Herstellung des Nicht-Besten und Nicht-Vollkommensten ist aber weder das Beste noch das Vollkommenste, was er da getan hat. Dabei weiß er, was das Ergebnis seiner Anordnung sein wird; und dennoch spricht er sie aus. Vielleicht will Pláton hier das Vorgehen seines Onkels Kritías rechtfertigen; denn dieser hat ja, soviel ich weiß, ebenfalls nur die Anordnungen zum Ermorden von Gegnern gegeben, aber nie selber eine solche Ermordung durchgeführt.

★ Seinen Gotteskindern – den Feststernen – hat dieser Gott durchaus Psychén des ersten Güte-Grades zukommen lassen. Für die Psychén der ersten

Männer hingegen hat er nur solche des zweiten und des dritten Güte-Grades erstellt, somit keine vollkommenen, wiewohl er – wie Pláton ihn sagen lässt – doch nur Vollkommenes erstellen kann.

★ Desgleichen hat er das Schicksal der verschiedenen Lebewesen – und unter diesen auch der verschiedenen Menschen – verschieden bestimmt, und dies dadurch, dass er die einzelnen Somas aus Urgebilden unterschiedlicher Bestandhaftigkeit hergestellt hat, nämlich: durch Zusammenfügen hier mit besseren Kräften ausgestatteten und da mit weniger guten Kräften ausgestatteten Ur-Dreiecken. Auch da stellt er – der Handlose – sozusagen eigenhändig Minderwertiges her, damit seine Gotteskinder nicht versehentlich doch halbwegs vollendete Lebewesen erstellen können. Anders ist dies – bei seinem vollendeten Wissen – nicht zu verstehen.

★ Schließlich – Ja, lieber Kríton, nur noch diesen einen Punkt! –, also: Schließlich sagt Pláton an früherer Stelle durch den Mund unseres Timaíos, die Menschen seien an ihrem Unglück selber schuld. Denn wiewohl sie in vollkommen gleicher Weise hergestellt worden seien – wiewohl die einen nach dem zweiten und die anderen nach dem dritten Gütegrad –, hätten doch nur die einen von den ersten Männern ein gottesfürchtiges Leben geführt, während die anderen es darin hätten fehlen lassen und daher in gerechter Weise durch minderwertiges Wiedergeboren-Werden bestraft worden seien. Andererseits hab' ich soeben dieses – und das hab' ich noch Wort für Wort im Gedächtnis – hören müssen, was ich nun, um mich nicht dem Vorwurf der Verfälschung des Gesagten auszusetzen, im Wortlaut wiedergebe:

„In Wahrheit aber ist die Zügellosigkeit im Liebesgenuss in den meisten Fällen eine Erkrankung der Psyché, und dies dadurch, dass ein einzelner Grundbestandteil in einem der Knochen, die das Mark beherbergen, durchlässig geworden ist und so die Feuchtigkeit in den übrigen Soma abfließen lässt. Oft wird von Maßlosigkeit in den Genüssen geredet, und dies im Sinne des Vorwurfs, es handle sich um eine freiwillige Schlechtigkeit; aber fast alle diese Vorwürfe sind unberechtigt. Denn niemand ist gern und zudem auch freiwillig schlecht; abgesehen von einer verfehlten Erziehung, trägt vielmehr irgendeine üble Beschaffenheit seines Somas die Schuld daran, dass ein – angeblich – Schlechter nun schlecht geworden ist. Und wem dies widerfährt, dem geschieht dies zu seinem Unwillen und somit wider seinen Willen.

Was zudem die Schmerzen anbelangt, so kann das Soma für die Psyché ja zum Anlass von vielfacher Schlechtigkeit werden. Denn wo die sauren und salzigen Schleime sowie die bitteren und galligen Säfte, die im Soma umherirren, keinen Ausgang nach außen finden, sondern – im Inneren zusammengedrängt – ihre eigene Ausdünstung auf die Bewegung der Psyché einwirken lassen und sich mit ihr mischen, da erzeugen sie allerhand Krankheiten der Psyché, schwächere wie auch stärkere, in geringerer wie auch in größerer Anzahl. Indem sie nun in die drei Heimstätten der Psyché Eingang finden, geben sie diesen Stellen jedesmal Anlass zu einem bunten Allerlei von Trübsinn und Schwermut, von Verwegenheit und Feigheit, von Vergesslichkeit und Stumpf-sinn.

Und wenn zu all' diesen körperlichen Missständen auch noch verkehrte Staatseinrichtungen hinzukommen, verstärkt durch verderbliche Reden, die sich im persönlichen Verkehr wie dann auch im öffentlichen Leben ausbreiten, und wenn außerdem von Jugend auf die Beschäftigung mit den Wissenschaftern vollständig vernachlässigt wird, dann sind dies eben zwei von unserem Willen völlig unabhängige Gründe, die uns alle – soweit wir nun schlecht sind – schlecht gemacht haben.

Die Schuld fällt zwar mehr auf die Erzeuger als auf die Erzeugten sowie mehr auf die Erzieher als auf die Erzogenen; dennoch muss jeder mit ganzer Kraft danach streben, durch Erziehung, durch wissenschaftliche Bildung und durch die Ausrichtung seines Lebens auf die dadurch ermittelten Grundsätze dem Laster zu entkommen und der Tugend zu dienen. Doch ist dies – gemäß Pláton – hier nicht der Ort, darauf näher einzugehen.“

Antisthènes: Dies, lieber Símon, ist in Wirklichkeit nicht ein Teil seiner Anthropologie, sondern ein Teil seiner Selbstverteidigung. Nimm dies daher nicht allzu ernst!

Speysíppos: Ganz im Gegenteil! Dies ist meines Lehrers Pláton bitterster Ernst! Denn dies lehrt er bereits seit Jahren bei uns in der Akademie!

Antisthènes: Und seit Jahren versuch' ich, ihn manchmal mit sanften Worten und dann, wenn dies ohne Wirkungen bleibt, mit schneidenden Worten von seiner bisherigen – nicht einmal seiner eigenen Lehre gemäßen – Art der Lebensführung abzubringen; und ich werde damit fortfahren, auch wenn ihn dies ärgert; denn ich will dadurch sein Bestes erreichen, nämlich: sein Eintreten in den Weg zur eigenen Vervollkommnung!

Kríton: Was diesen Unterschied zwischen Reden und Tun anbelangt, mein Antisthènes, so kann er Dir dieses Gleichnis entgegenhalten: Da mag ein Mann wissen, welcher Weg nach Megara führt, ohne ihn bis dato begangen zu haben und ohne ihn je zu begehen; und er kann den Fragenden daher in bester Weise leiten und anleiten.

Aber noch hast Du, guter Símon, Deinen letzten Einwand nicht zuende geführt. So rede denn nun Du noch!

Símon: Es hat – laut Pláton's Mythos – beim Erstellen der ersten Männer weder deren Erzieher noch irgendwelche Staatsordnungen gegeben, und daher auch keine verkehrte Erziehung und auch keine verkehrte Staatseinrichtung. Wie ist es dann zustande gekommen, dass die einen von ihnen ausreichend gottesfürchtig gelebt haben, die anderen hingegen nicht? Wer hat da gepfuscht: der Hersteller der Psychén, oder der Hersteller der Kräfte des Zusammenhalts der Ur-Dreiecke? Und warum hat dieser allwissende und allgütige Vater denn einige seiner Menschenkinder vorab dem Verderben ausgeliefert? Etwa deswegen, damit sein Werk großartig wird? So muss jedenfalls Pláton's abschließende Hymne verstanden werden, die da gelautet hat:

„Und nunmehr dürfen wir sagen, dass die hier vorgetragene Erörterung über das Weltall ihren Abschluss erreicht hat; denn ausgestattet ist es jetzt mit unsterblichen und mit sterblichen Lebewesen, und mit diesen zudem vollständig gefüllt. Auf diese Weise und auf diesem Weg ist dieses Weltall ein

sichtbares lebendiges Wesen geworden, das alles Sichtbare umfasst, ein Abbild seines Herstellers, ein sinnlich wahrnehmbarer Gott, der mächtigste und schönste: eben diese eine und eingeborene Welt.“

Das Leid der Welt ist demnach ein Abbild des einen und vollkommenen Gottes: So ist dies zu verstehen, so und nicht anders.

Ihr, Gláýkon und Hermogénes und Speysíppos, Ihr solltet diese Hinweise unbedingt dem Pláton melden ...

Hermokrátes: Sei da ganz unbesorgt: Dies werden wir tun!

Gláýkon: Denn wir hatten von ihm ohnehin den Auftrag erhalten, ihm genauestens zu berichten, was sich hier ereignen werde.

Símon: Dann tut sies auch wirklich, ohne etwas zu vergessen! Denn vielleicht gelingt es ihm dann, seine Monographie „Timaios“ vor dem endgültigen Veröffentlichenden noch irgendwie auszuglätten.

Antisthénés: Genau daran, mein trefflicher Símon, der so denkt wie ich, ja, genau daran allerdings hab' ich die allergrößten Zweifel. Denn als ich ihn vor wenigen Wochen bei einem Zusammentreffen auf einen ganz anderen Widerspruch aufmerksam gemacht habe, da hat er Ärger und Verzürnung in sich hochkommen lassen: Er hat mich „Streithahn, Eristiker“ genannt, und auch „Weisheitslehrer, Sophist“, ein Wort, das bei ihm zwischenzeitlich einen galligen Beigeschmack erhalten hat; und er hat mir angekündigt, er werde eine Streitschrift wider die Sophisten verfassen, vermutlich eben der Text, von dessen Entstehung Du, mein guter Símon, schon aus zweiter oder aus dritter Hand vernommen hast. Gib Dich da somit keiner Hoffnung hin!

Símon: Dann, lieber Kríton, lass mich mit dieser Anmerkung abschließen. Denn ich will dem Pláton – der ja ein Schüler wenngleich nicht ein Jünger unseres Lehrers und Meisters gewesen ist – die Anerkennung in einem wichtigen Punkt nicht versagen: Er hat sich nun erstmals – und bei genauem Hinsehen in nicht misszuverstehender Weise – vom Polytheismus abgewendet und zum Monotheismus bekannt. Dass er dabei unseren guten Timaios als menschliches Schutzschild vor sich hergeschoben hat, das will ich ihm keinesfalls verargen. Denn wertvoll allein ist schon dieser erste kleine Schritt weg von der Feigheit, und hin zum Mut, sich nun endlich zu bekennen.

Kríton: Auch diesen Punkt wollen wir, Deiner Aussage folgend, hier nicht weiter vertiefen. Doch Du, lieber und gerne gesehener Gast aus Megara, scheinst noch etwas auf dem Herzen zu haben: Heraus damit!

Eykleídes: Pláton vermeidet es hier, hämisch Bemerkungen über seine – von ihm abschätzig mit „Weisheitsvermittler“ bezeichneten – früheren Lehrer und früheren Freunde von sich zu geben. Macht er dies hier nur deswegen, weil er da ja doch selber eine Weisheit lehren und vermitteln will, und wird er in künftigen Schriften weiterhin – statt an seiner eigenen Vervollkommnung zu arbeiten – Andere mit Schmähreden bedecken? Oder hat sich da bei ihm – wie ich dies von ihm und für ihn hoffe – eben doch ein erfreulicher Wandel in seiner Gesinnung vollzogen? Kannst Du, mein guter Speysíppos, hierzu etwas berichten?

Speysíppos: Mein Onkel hat da, sozusagen, nur Atem geholt. Denn er

hat in den vergangenen Wochen einige Male über den charakteristischen Unterschied von Weisheitsvermittler und Weisheitsfreund – von Sophist und von Philosoph – gesprochen. Mir ist berichtet worden, dass er dies dem Theaitétos bereits in der Form eines Dialogs vorgetragen hat, was von diesem dann mitgeschrieben worden ist und als kurze Streitschrift kostenlos verteilt werden soll. Ich selber hab' sie aber noch nicht zu Gesicht bekommen, auch nicht zum Zweck des Korrekturlesens; sie trägt angeblich den Titel „Sophistes“.

Eykleídes: Nun, dann wollen wir uns eben alle überraschen lassen. Sollte Pláton – da er so oft von Wahrheit spricht – hierzu gefällige Hilfe benötigen, so darf er sich vertrauensvoll an mich wenden und auch sehr gerne wieder mein Haus in Megara aufsuchen! Denn mein Schüler Eybylídes untersucht seit vielen Monaten den seinerzeit von Protagóras dargestellten Begriff der Wahrheit, den ja doch auch Pláton – zumindest in ungefährer Weise wie jener – verwendet.

Speysíppos: Pláton wird sich bedanken, das kann ich Dir versichern! Ob und wann ich diesen Auftrag ausführen werde, dieses kann ich jetzt noch nicht sagen. Denn ...

Antisthénés: ... Du willst ja nicht verursachen, dass Dein Onkel, Dich betreffend, sein Testament verändert.

Xanthíppe: Hast Du, unser Antisthénés, denn wirklich nichts Anderes zu dem, was uns da vorgetragen worden ist, beizutragen?

Antisthénés: Doch! nämlich diese wichtige Frage: Woher weiß Pláton alles von dem, was uns da getreu vorgetragen worden ist, von dieser Dichtung? Denn als solche bekennt er ja nun sein Werk, wie wir soeben gehört haben. Und ganz offenkundig hat er von dem und jenem des und hier Vorge-tragenen Kunde erhalten:

- * Was davon hat er von Schülern des Parmenídes übernommen, und
- * was von Philólaos, und
- * was von Timaíos, und
- * was von anderen Pythagoräern, und
- * was von Demokrítos, und
- * was von Anaxagóras, und
- * was – wie zum Beispiel den Wahrheitsbegriff – von Protagóras, und
- * was – über Großhändler – aus dem Osten von den Gymnosophisten?

Und wie hat er – vergleichbar mit dem Durcheinandermischen des Ewigen Unteilbaren mit dem Vergänglichen Teilbaren – das dann alles durcheinadereingemischt, und was sind dabei als Zutaten an eigenen Vorstellungen mit hineingemischt worden?

Speysíppos: Wie soll ich Dir darauf halbwegs zutreffend antworten?! Vielleicht vermag dies unser bester Timaíos?

Doch dieser schweigt; und so schweig' denn auch ich nun.

Antisthénés: Hat er sich seinen Gott so erschaffen, dass dieser alles dieses zu ihm gesprochen hat?

Oder handelt es sich dabei um Weissagungen, die er im Traum in ei-

nem verdunkelten Geisteszustand erhalten hat? Denn sehr dunkel ist das alles, was wir soeben vernommen haben, diese seine dritte Naturphilosophie; und voller Widersprüche ist sie, wie man erkennt, sowie man das uns durch Dich, seinen Neffen Speysíppos, dann Dargelegte Punkt für Punkt zergliedert.

Kríton: Dies tu' jetzt bitte nicht; denn die Nacht ist bereits hereingebrochen! Denn auch unser Kratýlos hier – der Sohn des Ephesers Kratýlos, der ja ebenfalls einer meiner Lehrer gewesen ist, dieser Erbe auch des geistigen Besitzes seines Vaters – er will noch auf etwas hinweisen!

Kratýlos: Und dafür, dass Ihr mir hier in Euerm Kreis diese Möglichkeit gebt, dank' ich Euch!

Natürlich freut es mich, dass Pláton nun das Werden – in seinen Worten gesagt: den Bereich der Notwendigkeit – doch als von sich aus bestehend anerkennt und ihn nicht – wie sein geistiger Vater Parmenídes und, in dessen Abfolge, bis dahin auch Pláton selber zumeist – als bloße Täuschung erachtet und verkündet.

Möge Pláton noch lange leben! Denn dann wird er – wenn er sich in seinem Denken weiterhin so verändert – schließlich zu der Lehre zurückkehren, die er in seiner Jugend von meinem Vater erhalten und angenommen hatte.

Was mich in seiner Naturphilosophie nur verwundert, das ist: dass er bei den Ur-Dreiecken stehen bleibt, und dass er von seinem Gott keine weiteren Aufschlüsse über deren Zusammensetzung erbeten hat.

Diese Ur-Dreiecke sind ja Gegenstände mit Länge und Breite ohne Höhe; und unverkennbar sind sie zusammengesetzt, nämlich aus den sie erstellenden drei Seiten.

Jede derartige Seite ist ein Gegenstand mit Länge ohne Breite und ohne Höhe. Und jede dieser Strecken ist zusammengesetzt; denn sie ist aufteilbar. Aufteilbar ist aber nur das Zusammengesetzte gemäß der Art seiner vorangegangenen Zusammenfügung. Die Teile einer jeden Aufteilung einer solchen Strecke sind abermals aufteilbar, und dies so fort ohne Ende, genauer gesagt: ohne Ende, bevor man nicht zu den Punkten angelangt ist, die – nach Anaxagóras – solche Gegenstände sind, die weder Länge noch Breite noch Höhe besitzen.

Indem Pláton nun bemerkt, die Zusammenfügung zu Dreiecken aus noch einfacheren Bestandteilen kenne nur sein Gott, ...

Antisthènes: Er sagt dies so: „Die noch ursprünglicheren Anfänge dieser Grundstoffe kennt aber nur der Gott sowie unter den Menschen jene, die ihm besonders lieb sind.“

Pláton kennt sie demnach – noch – nicht; denn sonst würd' er diese umgehend seiner Mitwelt mitteilen, um bei ihr wie auch bei der Nachwelt *seinem Namen* die Unsterblichkeit zu verschaffen. Dann aber ist zu befürchten, dass er selber – noch – nicht zu jenen Menschen gehört, die dem – von ihm uns sowie der Mitwelt wie auch der Nachwelt vorgestellten – Gott besonders lieb sind!

Kratýlos: Aber wer – bei allen Göttern – ist denn nun dieser uns noch unbekannt Gott, dieser von ihm heimlich Verehrte? Ich unterstell' ihm eine

gewisse Treue zu seinen ersten Lehrern und behaupte daher rundweg: Sein Gott, auf den er nun in seinem vorgerückten Alter zurückkehrt, ist niemand anderer als der von ihm geschmähte Anaxagóras. Das trifft sich auch damit, dass Pláton im Verein mit Anaxagóras das Bestehen von leerem Raum abstreitet.

Aristíppos: Aber darin folgt er doch eher seinem Vater Parmenídes als unseres Lehrers Lehrer Anaxagóras!

Kratýlos: Das eben ist die Frage! Denn er holt sich ja für sein Gedankengebäude von überall Stücke her. Ja, mancher Jaina und selbst mancher Baudha würde beim Vernehmen seiner Reden sich fragen, woher er den dieses oder jenes Wort hat, wenn nicht aus den Lehren dieser Sophisten des Ostens. Wir aus Ionien hören jedenfalls von Großkaufleuten, die aus Taxila mit Waren zurückkehren, dann auch bei deren Berichten von den dort vertretenen Lehren Begriffe, die in erstaunlichem Umfang auch in diesen drei neuesten Naturphilosophien Pláton's – und am meisten in der dritten – im selben Wortgebrauch wiedererscheinen.

Und hinsichtlich des Parmenídes' Lehre vom Nicht-Bestehen des Nichts hält er diesen Teil von dessen Lehre ohnehin nicht mehr aufrecht: So deut' ich seine Aussagen, die er vor Wochen mir gegenüber, als ich ihn, der die Wahrheit kennt, nach der Idee des Wahren befragt habe und er sodann auf die Begriffsbestimmung des Protagóras zurückgegriffen hat. Denn er hat dabei, auf meine Gründe hin, eingestanden, dass es – um das Wahre vom Nicht-Wahren zu unterscheiden – nicht nur das Wahre, sondern auch das Nicht-Wahre geben muss; das Nicht-Wahre aber bezieht sich auf Nicht-Bestehendes, somit auf nichts, in des Parmenídes Worten gesagt: auf das Nichts. Dieses Nichts ist zwar gemäß Parmenídes nichts; aber seit meinem vorletzten Gespräch mit Pláton scheint dieser nun dem Nichts doch ein irgendwie geartetes Sein zuerkennen zu wollen oder zumindest zu müssen.

Und so, wie er – ohne auf die Lehre des Demokrítos einzugehen – daraus die Vorstellung von unteilbaren Grundbestandteilen übernommen und nach seinen – sich manchmal so plötzlich ändernden – Sichtweisen umgestaltet hat, so hat er dies vielleicht auch für eine spätere – mit seinem Sokrátes als Zuhörer zu berichtende – Lehre von den Ur-ur-Dingen vor; und ein solches Ur-ur-Ding ist dann aller Wahrscheinlichkeit nach nichts Anderes als eben das ist, was keine Teile hat, in der Sprechweise seines Lieblings Theaitétos gesagt: ein Punkt. Denn so bestimmen die Mathematiker doch den Begriff „Punkt“, nämlich als: „das, was keine Teile hat“.

Theodóros: So ist es!

Kríton: Was, mein bester Kratýlos, unser Pláton in irgendeiner Zukunft an Lehren vertreten und veröffentlichen wird, das weiß niemand, ja, wirklich niemand: kein Mensch und kein Gott ...

Antisthénés: ... und nicht einmal er selber!

Kríton: Eben das hab' ich mit „niemand“ und mit „kein Mensch“ mit einbezogen. Denn so kenn' ich ihn. Doch nun will und soll unsere Gastgeberin, die getreue Xanthíppe, zu uns sprechen, bevor wir daraufhin zu Ehren unse-

res Lehrers und Meisters mit dem Sym-Posion beginnen.

Xanthippe: Mein Gatte hatte ja, guter Kratýlos, insbesondere bevor er bei Protagóras gelernt hatte, nicht nur zudem auch die Schulung durch Anaxagóras erhalten, sondern auch den Unterricht durch Deinen Vater. Und wahr ist es, dass er über seine Lehrer nie ein unschönes Wort gesprochen hat, auch nicht über Gorgías, bei dem er die Kunst des Erstellens von Texten erlernt hat. Wiewohl ich seine Gedanken zumeist nicht hab' erraten können, bin ich mir dennoch ganz sicher, dass er über seine Lehrer außerdem auch nicht unschön gedacht hat, und dies selbst zu späteren Zeiten dann nicht, wenn er dies und jenes, was jene gelehrt haben, nicht mehr aufrechterhalten, sondern verworfen hat.

Behalten hat er von Protagóras die Sicht, dass wir Menschen vom Weltall weder in räumlicher noch in zeitlicher Hinsicht feststellen können, es sei in beiden Hinsichten und dabei jeweils in allen Richtungen unendlich; und dies war dann später seine eigene Begründung hierfür:

Zwar können wir in zeitlicher Hinsicht – wie weit wir auch in die Vergangenheit oder in die Zukunft zu blicken vermögen – keinen Anfang und kein Ende des Weltalls finden; und desgleichen können wir – soweit wir auch in räumlicher Hinsicht in dessen sechs Richtungen zu blicken vermögen, keinen Abschluss davon ermitteln. Vielmehr kann jeder vermeintliche Abschluss – jedenfalls, sowie wir in einem künftigen Leben von göttlicher Beschaffenheit geworden sind – von uns grundsätzlich durchdrungen und jeweils ein Stück weit überwunden werden; aber unendlich weit darüber in der Zeit hinausgehen, das übersteigt die Kraft und Macht eines menschlichen oder göttlichen Wesens, und ist von uns Menschen nicht einmal gedanklich zu erfassen, jedenfalls dann nicht, wenn wir uns und unsere Stelle im Raum und in der Zeit – und dabei der im Verlauf der Zeit erfolgenden Veränderungen im Raum – nicht übersehen; wenn wir sie hingegen übersehen, dann ist es unausweichlich, dass wir fehlerhaft sehen und verkehrt urteilen. Denn wir, die wir *im* Raum und *in* der Zeit leben, *wir* können *nicht* von außen *auf* den Raum und *auf* die Zeit blicken, um so ihre Endlichkeit oder hingegen ihre Unendlichkeit festzustellen; und da ja auch jedes Wesen von göttlicher Beschaffenheit im Raum und in dessen Zeit weilt, ist dies weder den Menschen noch den Göttern möglich.

Hab' ich damals meinen Lehrer sodann aber danach befragt, welcher der beiden Ansichten – der des Demokritos oder der des Anaxagóras – er eher zuneigt, was dann zwar nicht sein Wissen, wohl aber seine von Wahrscheinlichkeit getragene Meinung ist, so hat er stets und ausnahmslos auf Anaxagóras verwiesen. Nur eben hat er in dieser Hinsicht – seit er von jenem Magier aus Syrien hier im Apóllon-Tempel die Einweihung in die Geheimnisse von Apóllon und Artémis, dieser Zwillingsgottheiten aus Delos, erhalten hatte – sich vom Suchen nach dem *Sein der Dinge* weggewendet und sein Augenmerk auf das *Erkennen des Seins der Dinge* gerichtet. Denn er hat von da ab darauf bestanden, dass die von uns Menschen gemachten Unterschiede – *und wir beurteilen die Dinge ja von der Sicht der Menschen her!* – eben durch Un-

terscheidungen *von uns Menschen* zustande kommen, *ohne* dass sich, unabhängig davon, dann noch Unterschiede *in den Dingen selbst* angeben ließen.

So hatte er dies in der späteren Zeit seines Lebens gesehen, dann eben in lockerer Anlehnung an Anaxagóras. Pláton hingegen hat zwar in seinen philosophischen Lehrjahren, die er ja nicht nur bei Gorgías, sondern auch bei Anaxagóras verbracht hatte, zwar gleichfalls mit dem Suchen nach dem *Sein der Dinge* begonnen, hat sich von da aus dann aber zunächst den *Eigenschaften der seienden Dinge* und von da aus dann dem *Sein dieser Eigenschaften der Dinge* zugewendet, diesen durch *Unterschiede-an-sich* zu bestimmenden Eigenschaften der Dinge, seiner Ansicht nach.

Und diese Ansicht könnte – den Göttern sei's geklagt! – etwas Unveränderliches in Pláton's Denken sein.

Meines Lehrers Überzeugung davon, was man wissen kann und wovon man sich lediglich einbildet, etwas zu wissen, kann ich daher, zusammengefasst, so wiedergeben:

Ein *Wissen über die Dinge* dieser Welt ist für Wesen *im* Raum und *in* der Zeit *nicht* zu gewinnen. Sehr wohl aber ist ein *Wissen über ein solches Nicht-Wissen von den Dingen* erreichbar, wie eben auch – so bedauerlich dies auch ist – ein *Nicht-Wissen über das – eingebildete – Wissen von den Dingen* unseres Weltalls, schärfer ausgesagt: ein *Fehlwissen über ein solches Wissen von diesen Dingen, ein Unwissen davon*.

Ja, ein brauchbar begründetes Meinen von den Dingen, *das* ist erreichbar, auch für uns Menschen erreichbar; und erreicht worden ist es, sowie man sich hinsichtlich künftiger Begebenheiten gänzlich diesem Gemeinten vertrauen und sich auf dieses daher stützen kann.

Ein Wissen über das Denken und Sprechen eines Gottes – welcher Gott dies auch sein mag: der unbekannte Gott des Sehers Epimenídes, oder der uns nunmehr vorgeführte und daher uns jetzt auch in seinen Unzulänglichkeiten hinlänglich bekannte Gott Pláton's – das ist nur dem möglich, der sich diesen Gott und Hersteller des Weltalls selber hergestellt hat, nämlich: sich so ausgedacht hat.

Wie soll ich dies verstehen, ich als Frau: so oder doch anders? Vielleicht versteht dies einer von Euch Männern richtig, ohne sich dabei zu widersprechen? Wie seht Ihr dies, Gláykon und Hermogénes wie auch Speysíppos?

Nun, Ihr seid gefragt; aber Ihr schweigt und lasst mich, Pláton's vielleicht wirkliches Wissen betreffend, im Ungewissen oder gar im Unwissen.

Im Ungewissen bin ich auch darüber, wie denn nun bei Ur-Gebilden, die weder zusammenpressbar noch auseinanderdehnbar sind, ein Verdichten sowie ein Entdichten ihrer Ansammlungen denkbar und möglich ist, dann nämlich, wenn es keinen hinreichend großen leeren Raum zwischen ihnen geben soll. Und im Ungewissen bin ich zudem auch darüber, wie diese eckigen und kantigen Ur-Gebilde sich an einander vorbeibewegen können, wenn es nirgendwo leere Gassen für sie gibt; denn dass es das Leere im Raum nicht gibt, daran hält Pláton im Sinne des Parmenídes – und vielleicht auch des Anaxagóras, aber da bin ich mir nicht so sicher – unbedingt fest.

Kratýlos: Erwäge hierzu, verehrte Gattin des verstorbenen Gefährten meines verstorbenen Vaters, hierbei aber auch dieses:

Zur Erklärung der vielen Arten von Dingen im Weltall hätt' es unbedingt ausgereicht, auf die unüberschaubar vielen verschiedenen Möglichkeiten der Herstellung von Mischungen der Vier Großen Grundstoffe zu verweisen.

Pláton hat dies – da solches Erklären alles andere als neu ist – ganz gewiss gewusst. Dennoch behauptet er, dass es pro Grundstoff pro Ur-Dreieck – und damit auch pro Ur-Gebilde jeweils eine unendliche Vielfalt an Größen gibt. Er nimmt dabei – den so wenig weitsehend kann er ja garnicht sein – die nicht zu behebende Schwierigkeit in Kauf, es als wahrscheinlich darzustellen, wie dann zusammenpassende Ur-Dreiecke überhaupt noch zu einander finden können; denn zwischen solchen zusammenpassenden – aber noch nicht zusammengekommenen und daher noch nicht zusammengefügt – Ur-Dreiecken befinden sich dann allezeit unendlich viele, die zwar von der gleichen Form, aber von unterschiedlicher Größe sind und den anderen sozusagen im Weg stehen.

Zwar verscheigt er diese Schwierigkeit, die sich durch diesen – zunächst als unnötig erscheinenden – Zusatz zu ihr ergibt; und solches Verschweigen ist ja keineswegs ungewöhnlich bei ihm. Aber *einen* Grund, aus dem ersichtlich ist, wofür er diesen Zusatz benötigt und weshalb er für ihn somit nicht unnötig ist, den kann ich aufzeigen, einen nur, nämlich:

Dass zwischen den eckigen Luft-Gebilden und Wasser-Gebilden Zwischenräume sind wie auch – wenn diese Urgebilde nur von einer Größe sind – sein müssen, das beschreibt er zwar nicht, aber auch das kann ihm nicht entgangen sein. Da diese Zwischenräume nun aber nicht leer sein dürfen – weil es, seiner Lehre nach, ja nichts Leeres gibt –, deswegen müssen diese durch kleinere Zwischenräume aufgefüllt sein, und die – jetzt kleineren – Zwischenräume zwischen diesen durch noch kleinere, und *so* weiter, *ohne* dass dieses *Weiter*-Gehen nach endlich vielen Schritten zu einem Abschluss käme. Und mehr noch: Diese kleineren und nochmals kleineren Ur-Gebilde müssen zwar in Länge – Breite – Höhe ausgedehnt und somit von der Null verschieden sein; aber sie dürfen nicht irgendwo vor der Null Halt machen; denn sonst verbleibt da ein Rest von leeren Zwischenräumen, wie klein auch immer diese dann sein mögen.

In dieser Weise hat er sich der Lehre des Anaxagóras vom Raum genähert; und erreicht hat er sie, wenn er sich dem Punkt – in mathematischer Sprechweise: der Null – nicht nur nähert und immer weiter nähert, sondern ihn – dem vom Pláton verachteten Zénon zum Trotz – schließlich erreicht. Wie er sodann Gesamtheiten von solchen Punkten mit einer Ausmessung oder mit zwei Ausmessungen oder mit drei Ausmessungen von den anderen Punkten aussondert und unterscheidet, das ist dann eine Frage von nicht mehr grundsätzlicher Art.

Siehst Du, lieber Theodóros, eine Lücke oder gar einen Fehler in meiner Begründung?

Theodóros: Nein. Deine Begründung ist fehlerfrei und lückenlos.

Antisthénés: Nur eben hängt sie von einer problematischen Voraussetzung ab, die Du ja genannt hast, nämlich: dass Pláton ausgerechnet hier nicht unüberlegt eine Lehre verbreitet!

Kratýlos: Nun, diese Voraussetzung kann ich in meiner Begründung tatsächlich nicht umgehen. Wie aber beurteilst Du, verehrte Xanthíppe, das von mir hier Vorgetragene?

Xanthíppe: Ich stimme dem vorbehaltlos zu; denn dass sich diese dritte Naturphilosophie in einem Rahmen des Denkens eingebettet ist, der Ähnlichkeiten mit der Lehre des Anaxagóras aufweist, das ist nicht zu bestreiten.

Und ich will versuchen, das von Dir Vorgetragene auch auf die folgende Unebenheit dieser allerneuesten Naturphilosophie auszurichten:

Im Ungewissen bin ich nämlich vor allem auch darüber, was denn nun der räumliche Inhalt dieser Ur-Gebilde sein soll: Der leere Raum kann es nach Pláton, ihm hier keine Widersprüchlichkeit unterstellend, ja doch wohl nicht sein; was aber dann? Wer von Pláton's hier anwesenden Jüngern und Schülern – denn Pláton selber meidet mich ja seit langem – kann da den Durst meines Begehrens nach zutreffender Beantwortung stillen?

Und warum nur, Hermokrátes und Gláykon und Speysíppos, schweigt Ihr denn auch jetzt? Gibt es da etwa ein geheimes Wissen, das Ihr Unberufenen nicht mitteilen dürft?

Ich habe mir diese Frage, guter Kratýlos, bis zu Deiner jetzigen Darlegung nicht beantworten können. Jetzt aber scheint es mir *eine* Antwort darauf zu geben, nämlich *diese* :

Innerhalb eines jeden solchen Ur-Gebildes gibt es deswegen keinen leeren Raum, weil dieser Innenraum mit kleineren und noch kleineren und immer noch kleineren Ur-Gebilden des selben Grundstoffs ohne Ende vorhanden sind, und mehr noch: weil auch in jedem dieser unendlich vielen kleineren und noch kleineren Ur-Gebilden unendlich viele noch kleineren von ihnen enthalten sind, und dies so weiter:

Ja, diese Unendlichkeiten in den Unendlichkeiten mit ihren Unendlichkeiten ... : Wenn ich mir dies vorzustellen versuche, ja, dann schwirrt mir, einer Frau, der Kopf. Aber vielleicht seid Ihr Männer da im Denken und Vorstellen stärker ...

Theodóros: ... was auf keinen Fall gegeben ist, zumindes bei mir nicht!

Kratýlos: Und auch bei mir nicht. Ja, Pláton hat schon recht mit seinem Hinweis, dass die Frauen den Männern im Denken und, darauf aufbauend, im Erstreben der Weisheit keinesfalls nachstehen.

Xanthíppe: Nicht vorstellen kann ich mir zudem dieses: Nach Pláton kann der Raum bewegt werden; und er setzt diese Bewegungen fort, (a) indem er sich dann auch an anderen Stellen bewegt, so, wie sich die Wellen des Meeres, nachdem sie hier durch einen Windstoß erzeugt worden sind, an andere Stellen des Meeres fortsetzen, und (b) indem er mit solchen anderorts erfolgenden Bewegungen dort vielleicht vorhandene Dinge bewegt, so, wie eine irgendwie erzeugte Welle woanders ein Boot bewegen kann.

Da nun der Raum nach Pláton unterschiedslos ist – nämlich: sich in sich

nicht dadurch unterscheidet, dass an dieser Stelle in ihm dieses und an jener jenes und an einer weiteren vielleicht nichts erscheint –, setzen sich diese einmal erzeugten wellenartigen Bewegungen des Raums ja dann auch über die Grenzen des Weltalls hinaus fort, somit: in den leeren Raum, den es dort ja dann wohl nur gibt ...

Kratýlos: ... es sei denn, Pláton denkt sich eine Lehre vom Raum aus, wonach dieser dann nicht weiter reicht als der Rand seines endlichen Weltalls. Aber auch dies übersteigt meine Vorstellungskraft: Ich geb's zu!

Xanthippe: Wie aber, lieber Speysíppos und lieber Gláykon und lieber Hermokrátes, seht Ihr dies: Gibt es, wie neben Anaxagóras nun auch Pláton darauf besteht, dass es keinen leeren Raum gibt, dann außerhalb des kugelförmigen endlichen Weltalls keinen Raum, weil es keinen leeren Raum gibt?

Ihr schweigt immer noch:

So redet doch! Ich frage ja nicht schwer?

Nun, sei dem, wie dem sei. Gerne würd' ich Pláton's jetzige Naturphilosophie in Gedichten preisen; man muss sie mir nur vorher verstehbar machen. Denn auch darüber bin ich mir gänzlich im Ungewissen:

Masse und Gewicht haben nur solche Ansammlungen von irgendwelchen ausgedehnten wie auch unausgedehnten Ur-Teilchen, die neben Länge und Höhe auch Tiefe haben. Die Ur-Dreiecke jedoch sind bloße Flächen und ohne Tiefe. Daher haben sie weder Masse noch Gewicht. Aus dem Zusammenfügen von Masselosem und Gewichtlosem kann aber nicht ein Ur-Gebilde hervorgehen, das Masse und Gewicht hat; und aus Ansammlungen von masselosen und gewichtlosen Ur-Gebilden kann kein sichtbarer Gegenstand, der Masse und Gewicht hat, der für uns spürbar ist, hervorgehen und entstehen. Doch eben dies ist das mit unseren Sinnen und Begriffen erkennbare Merkmal der von uns erfassten Dinge, nämlich: dass wir an ihnen Masse und Gewicht *spüren*, sodass wir dann denken und sagen: „Sie *haben* Masse und Gewicht!“

Habt keine Sorge! Ich will nicht mehr die Bitte erheben, mich dieserhalb zu unterweisen!

Aischínes: Wenn Theaitetos dem guten Pláton nicht nur als Liebling, sondern als echter Freund zugetan ist, so sollt' er ihn vom Veröffentlichenden zumindest dieses dritten Teils unbedingt abhalten; er sollte dem Beispiel unseres Lehrers und Meisters Sokrátes folgen, so, wie dieser damals dem Pláton davon abgehalten hat, sein poetisches Erstlingswerk der Kritik der Öffentlichkeit preiszugeben!

Theodóros: Das hat er doch in den vergangenen Tagen mehrfach versucht. Aber sein Weisheitslehrer hat dafür kein Ohr; von meinem Schüler will er nur wieder und immer wieder Einzelheiten des Beweises vernehmen, des von ihm unter meiner Obhut erbrachten Beweises dafür, dass es genau fünf reguläre Körper gibt ...

Antisthénés: ... von denen Pláton dann aber doch nur vier für seine Grundstoffe einsetzen können und den Raum daher als ein unendliches unbestimmtes Ding erklärt hat, in dem sich irgendwo ganz zufällig ein endliches Weltall um sich dreht!

Das Weltall – dieser erschaffene eingeborene Sohn Gottes – dreht sich nach Pláton um die im Weltraum stillstehende Erde. Doch die Erdachse in Nord-Süd-Richtung dreht sich dann nicht, wohl aber die durch sie hindurchlaufende Achse des Weltalls. Nun sind beide Achsen aber Strecken und damit Längen ohne Breite und Tiefe; daher – bitte verbessere mich, lieber Theodóros, wenn ich jetzt etwas Falsches sage! –, ja, daher eben sind sie mit einander identisch, wobei sich der identische Teil im Bereich der Erdkugel relativ zur Erde stillsteht und relativ zum Weltall dreht!

Den Anstoß zu diesem Einwand verdank' ich Gesprächen, die ich zu Fragen über das Weltall in den letzten Wochen mit der verehrten Witwe unseres Meisters geführt habe.

Xanthíppe: Ja, ganz allgemein – und durchaus nicht auf Pláton bezogen – haben wir da über diese Dinge gesprochen: Es waren dies schöne und fröhliche und zugleich doch sehr ernsthafte Gespräche; und wir wollen sie fortsetzen. Denn sie verlaufen ganz im Sinne der Gespräche, die meines verstorbener Gatte mit seinen Jüngern geführt hatte:

Wenn ich ihn dann, wenn er erst nach Mitternacht heimgekehrt ist, ganz zaghaft gefragt habe, warum er den Weg zu mir denn nicht etwas früher angetreten hat, so hat er mir berichtet, wie sehr ihm solche Gespräche mit seinen Jüngern Freude und Glückseligkeit bereiten; und dann hat er mir davon berichtet; und einer dieser Berichte – es war dies in den Tagen des Sonnenhöchststandes – hat bis zum Morgen-grauen angedauert: Ganz lebhaft erinnere ich mich noch daran!

Nun, sein treuester Jünger Aischínes und ich, wir haben vor allem in den vergangenen Tagen und Wochen mehrfach über Vier Großen Grundstoffe sowie über den Grundstoff des Raums gesprochen. Mit Blick auf Plátons nunmehrige Ansicht von den Ur-Gebilden, aus deren Anhäufungen die Grundstoffe bestehen, ist aus den Ergebnissen jener Gespräche dann dieses zu folgern:

Nach meiner Sicht löst sich kein einziger Grundstoff oder ein Ur-Gebilde desselben in Dreiecke auf; nichts davon löst sich in Gebilde ohne Tiefe auf. Vielmehr verflüssigt sich Erde sich in Wasser-Luft-Feuer-Raum; und es verdunstet Wasser in Luft-Feuer-Raum; auch verdünnt sich Luft in Feuer-Raum; und schließlich verdünnt sich Feuer in Raum. Und durch Verdichten werden diese Vorgänge umgekehrt. Aber dies ist meine bisherige Sicht der Dinge; und ob ich diese – wegen des Hinweises unseres Theodóros auf die Sonderstellung des Feuers – noch aufrechterhalten werde, das kann ich jetzt noch nicht versprechen.

Die drei Grundstoffe Wasser–Luft–Feuer sind angeblich – so versteh' ich das mir heute Vorgetragene – aus den gleichen Ur-Dreiecken gebildet. Andererseits haben Wasser und Luft und Feuer – diesem Vorgetragenen nach – unterschiedliche Orte ihrer natürlichen Beschaffenheit. Da nun die Ur-Dreiecke ohne Masse und Gewicht sind und somit auch die drei verschiedenen Ur-Gebilde ohne Masse und Gewicht sind, wie können sie dann – verglichen mit dem Trennen von Spreu und Weizen auf der Tenne – ohne jegliche Anziehungskräfte und somit eben nur durch irgendwelche Umschwünge und ir-

gendwelche nicht erfassbaren – nämlich: weder sehbaren noch spürbaren – Bewegungen des Raums von einander getrennt werden?

Solches leicht Hergesagte, das doch nur bei ungenauer Betrachtung den Anschein von Wahrheit oder zumindest von Wahrscheinlichkeit zeigt, das muss entweder genau und aus sich heraus – womit ich meine: ohne die Verwendung von irreführenden ungefähren Gleichnissen – begründet oder aber als Behauptung zurückgenommen werden.

Eine Begründung hierfür ist außerhalb jeder Sichtweite; und ein Zurücknehmen ist von Pláton wohl nicht zu erwarten. Denn ein Zurücknehmen würde – nicht bei Lehren anderen Lehrer, wohl aber bei der von ihm – zu dem Lehrsatz führen, dass die Unordnung im Weltall beständig zunimmt, so lange jedenfalls, bis dann die gänzliche Durchmischung von Allem und mit ihr das vollständige Chaos erreicht ist. Nichts aber in dem von uns erfassten Teil des Weltalls deutet darauf hin, dass das gesamte Weltall unaufhaltsam einem letztlichen gänzlichen Chaos zustrebt.

Vielleicht kann man das eine oder andere Loch in dieser Lehre Pláton's noch irgendwie zuflicken. Ob dann also – mit unseres Símon's Worten gesprochen – mehr als Flickschusterei herauskommt, das kann sich erst im Nachhinein zeigen.

In einer – und in einer ganz wichtigen – Sache kann ich mir allerdings immer noch keine rechte Vorstellung davon machen, was Pláton damit – und dabei – meint, nämlich: mit dem eingeborenen Gottessohn.

Die Gotteskinder am Himmelszelt, ja, das kann ich irgendwie nachvollziehen: Ein *schöner* Gedanke ist es, da ganz weit oben am Himmelszelt einen festen Bezugspunkt zu haben, und vielleicht manchmal auch – für sein eigenes Ausrichten auf das Gute hin – ein *hilfreicher* Gedanke.

Aber was für einen Zweck und Sinn hat die Annahme, das Weltall sei *als Ganzes* – und zudem durch und durch – mit einer unsterblichen Psyché ausgestattet? Ich wie auch Ihr Alle wie auch Pláton wie auch Kritías wie auch Dionýsios und wer auch immer, die besten und die schlechtesten Lebewesen wie auch alles, was es im Weltall alles an Fäulnis und Kot und und Schmutz und Schlamm gibt – wie jener Schlamm, mit dem vor einem Jahrtausend die Wellen des Meeren unsere damaligen Küstenstädte überdeckt haben –: das alles ist ja demnach mit der Psyché des Weltalls durchdrungen und versehen; und die Gotteskinder am Rand des Gottessohns – sozusagen: in dessen Außenhaut –, sie sind dann doch gleichfalls von seiner Psyché durchdrungen, neben ihrer eigenen natürlich.

Dieser Gottessohn nimmt demnach alles – und wirklich alles, nämlich: alles Körperliche und alles Geistige – wahr, das in einem jeden von uns vorgeht; aber er greift nicht ein, wenn da in einem von uns einmal ein Gedanke aufsteigt, der von schlechter Art ist, oder wenn dieser Gedanke zum Wort oder gar zur Tat wird: Wortlos und tatenlos schaut dieser Gottessohn dann zu, ohne jemals einzugreifen, um das Unschöne zum Schönen und das Ungute zum Guten hin auszurichten und hinzulenken. Ist solches schön und gut?

Wer, wenn nicht Ihr, Leysíppos und Hermokrátes und Gláykon, ja, Ihr seid

nun wirklich dazu aufgerufen, mir eine Antwort zu geben! Denn Ihr seid heute an Pláton's Statt hier!

Speysíppos: Ich will zwar nicht schweigen, verehrte Xanthíppe; aber ich kann auch nicht antworten. Denn ich kenne die richtige Antwort nicht. Aber ich werde morgen gleich nach Sonnenaufgang meinen Onkel darüber befragen.

Antisthénés: Nun, teure Xanthíppe, auch ich kenne Pláton's Gedanken und Beweggründe nicht. Aber ich kann Dir immerhin aufweisen, welche Folgerungen sich aus dieser Behauptung, der gemäß das Weltall eine das gesamte Weltall durchdringende Psyché besitzt, ergeben. Und diese will ich nun, Dein Einverständnis dabei voraussetzend, ...

Xanthíppe: Dieses geb' ich Dir hiermit, wenngleich unter der Voraussetzung, dass Du Deine Worte wohlerwogen und ausgewogen wählst!

Antisthénés: Dess' sei Dir gewiss! Nun also: Dann will ich diese zwei wichtigen Folgerungen Dir und Euch Allen darlegen.

Zum einen ergibt sich daraus, dass im Weltall und dessen Psyché Teile sind, die zusätzlich mit Psychén ausgestattet sind, dann die Folgerung, dass auch im menschlichen Soma und seiner Psyché Teile mit einer eigenen Psyché herumschwirren und herumirren können und dies zuweilen auch wirklich tun; und eben dieses hat er ja zur Rechtfertigung seiner Behauptung, dass ein Mann – ich, liebe Xanthíppe, vermeid' es hier, einen Mann als Beispiel aufzuführen! – bei körperlichen Öffnungen in seinen Rückgrat-Wirbeln dann seinen Geschlechtstrieb nicht beherrschen kann, recht lang und breit ausgeführt. Bestimmt ist dies für ihn zumindest unterschwellig ein Beweggrund dafür gewesen; denn dann hat er auf die Nicht-Einmaligkeit eines solchen fremden Lebewesens im triebbesessenen und daher kranken Mann verweisen können.

Zum anderen ergibt sich daraus – in die entgegengesetzte Richtung gesehen –, dass es neben dem Lebewesen *in* einem Bürger der Stadt auch ein Lebewesen gibt, *in* dem dieser Bürger herummschwirrt und herumirrt, nämlich: das Soma eben dieser Stadt samt ihrer Psyché.

Xanthíppe: Aber, guter Antisthénés, hat denn unser Pláton wirklich so weit gedacht?

Antisthénés: Dass weiß ich nicht. Aber würd' er die Folgerungen aus seinen Behauptungen überdenken, dann müsste er jedenfalls unbedingt so weit gedacht haben.

Xanthíppe: Er hat aber davon nichts geschrieben wie auch – soweit wir von seinen Unterweisungen in der Akademie von Anderen vernommen haben – solches dort noch nicht gelehrt.

Antisthénés: Aber was noch nicht ist, das könnte noch werden!

Xanthíppe: Und Du hast ihn damit auf diese Spur gesetzt, mit der er nicht nur – wie schon geschehen – behaupten, sondern nun auch begründen kann, das Beste für den Staat würde man durch Beseitigen aller – in seiner Sicht – üblen Teile des Staates aus diesem Staat bewirken, aller ihm letztlich fremden Teile, so, wie man ja auch dem Krieger die in sein Fleisch eingedrungenen

gene Pfeilspitze herausschneidet: „Schmerzlich mag dies für ihn im Augenblick zwar sein, aber zugleich nützlich und heilsam, und dies für seine Zukunft!“, so könnt' er dann seine Rechtfertigung erweitern und fortführen!

Antisthénés: Ja, so könnt' er es, wenn ...

Xanthíppe: Wenn?

Antisthénés: ... , ja, wenn er es sich dann nicht gefallen lassen müsste, hören zu müssen: „Diesen Gedanken, Du Räuber, hast Du Dir von Antisthénés genommen!“; und daher *wird* er es *nicht* tun. Somit hab' ich ihm nun, bevor er selber auf diese Folgerung kommt, das Verlautenlassen dieser Folgerung durch mein vorhergehendes Kundtun derselben vergällt.

Xanthíppe: Sei's so! Dein Wort in Aller Ohren!

Du, nun, lieber Kríton, der Du Deine Zusage, die Du meinem Gatten an dessen Todestag gegeben hast, getreulich einhältst, und der Du es mir heute ermöglicht hast, Euch in meinem Haus zu bewirten, Du machst nun ein bedenkliches Gesicht. Du willst mir wohl sagen, dass ich besser nicht weiterreden soll?!

Kríton: Gerne würd' ich Dich weiter anhören, Du kluge Frau! Denn nie hab' ich Dich bislang so trefflich über wichtige Sachen in unserem Streben nach Wissen reden hören. Aber ...

Xanthíppe: Aber?

Kríton: Nun, Mitternacht naht! Und daher muss ich dieses Gespräch jetzt – durchaus durch Anwendung von Gewalt, wie Ihr seht – unterbrechen und abschließen, auch wenn wir die bisherigen Stunden nur jeweils wenige Minuten damit verbracht haben, über unseren geistigen Vater Sokrátes zu sprechen. Aber bevor die von ihm verehrte Sonne unter dem Horizont ihren täglichen Tiefststand erreicht, haben wir, seiner dabei gedenkend, noch zusammen zu trinken, als ein ihm geweihtes Sym-Posion.

Xanthíppe: Unser gute Kríton hat hierfür in bestimmt ausreichendem Ausmaß jenen köstlichen Tropfen herbringen lassen, den mein Mann so sehr geschätzt und genossen hat. Seht, die Diener bringen ihn, Kríton's Wink gehorchend, bereits herein!

Trinkt hiervon nicht so viel, dass davon Euer Geist oder gar Euer Körper schwankend wird; aber trinkt davon so viel, dass Euer Körper leicht wird und daher Euer Geist sich erhebt und seine ihm vielleicht da und dort noch verbliebenen Fesseln abstreift!

Du, guter Kríton, Du über den Tod hinaus treuer Freund des Sokrátes, Du hast zwar festgestellt, dass wir diesmal nur wenig über den Sokrátes selbst gesprochen haben. Aber indem Du Dir den gesamten Verlauf dieser Gespräche in Erinnerung zurückrufst, wirst Du feststellen, dass diese Abfolge unserer Gespräche ganz in der Weise erfolgt ist wie im Jüngerkreis von ihm, dass diese Abfolge daher in seinem Geist erfolgt ist, dass sie durch und durch sokratische Gespräche gewesen sind. Und dies macht diesen heutigen Tag, den wir nun mit einem köstlichen Trunk abschließen wollen, so besonders wertvoll! Nie werd' ich ihn aus meiner Erinnerung entlassen!

Kríton: Dann aber, gute Xanthíppe, sollten wir ihn danach unbedingt

aufzeichnen und zu Papier bringen; denn unsere Erinnerungskräfte sind zuweilen brüchig!

Antisthénés: Ihr tut, wie dies auch unsere Xanthippe meint, besser daran, diesen Gesprächsverlauf in Euerm Geist einzugravieren als ihn auf Papier zu bringen. Denn Papier ist – wie ja doch jeder ohne Schwierigkeiten erkennen kann – nicht nur dem Vergehen, sondern zuweilen auch dem raschen Vergehen ausgesetzt! Und wer weiß, was von alledem, das wir hier Zusammengekommenen an Schriften verfasst haben oder noch verfassen werden, in wenigen Generationen noch mehr als deren Überschriften erhalten geblieben sein werden!

Kriton: Aber vielleicht bleibt sie durch regelmäßiges Abschreiben auf neues Papier ...

Kratýlos: ... wobei der Text beim Abschreiben da und dort durchaus Veränderungen zu erleiden hat ...

Kriton: ... doch vieles davon der Nachwelt erhalten, zu deren Nutzen und Gewinn!

Xanthippe: Das, was man erwirbt, indem man es sich selbst nicht ohne Mühen erarbeitet, eben das ist ein Besitz, der einem für lange Zeit sowie, indem man ihn pflegt, sogar ohne Ende verbleibt.

Daher wird die Nachwelt den wertvollsten Gewinn aus einer solchen Untersuchung dadurch erzielen, dass sie sich dazu aufrafft, in sokratischen Gesprächen wie dem heutigen das da jeweils Vorgetragene *nicht* als *Scherz* ohne Anspruch auf Wahrheit und zudem auch ohne Wahrheitswert zu erachten, sondern es in gebührender Weise durch genaues Untersuchen *ernst* zu nehmen; denn mit einem solchen Untersuchen in solchen Gesprächen wird die Nachwelt dann auch reichlich Früchte vom Baum dieser Gespräche einfahren!

So haben wir es hier – zumeist – gehalten; so demnach – und nur so – sollten wir es auch bei unseren künftigen Zusammenkünften halten, uns zum Nutzen, und daher auch uns zur Freude!

Schlusswort

Ich habe mich in die eingangs genannten Personen hineinversetzt; und ihn habe sie dann – meinem Verständnis ihres Denkens nach – in ihrem Sinn sprechen lassen, somit das sagen lassen, was sie – *hätt'* an jenem Ort zu jener Zeit unter jenem Umständen eine solche Gesprächsrunde stattgefunden – dabei dann vielleicht gesagt und dargelegt und ausgeführt *hätten*.

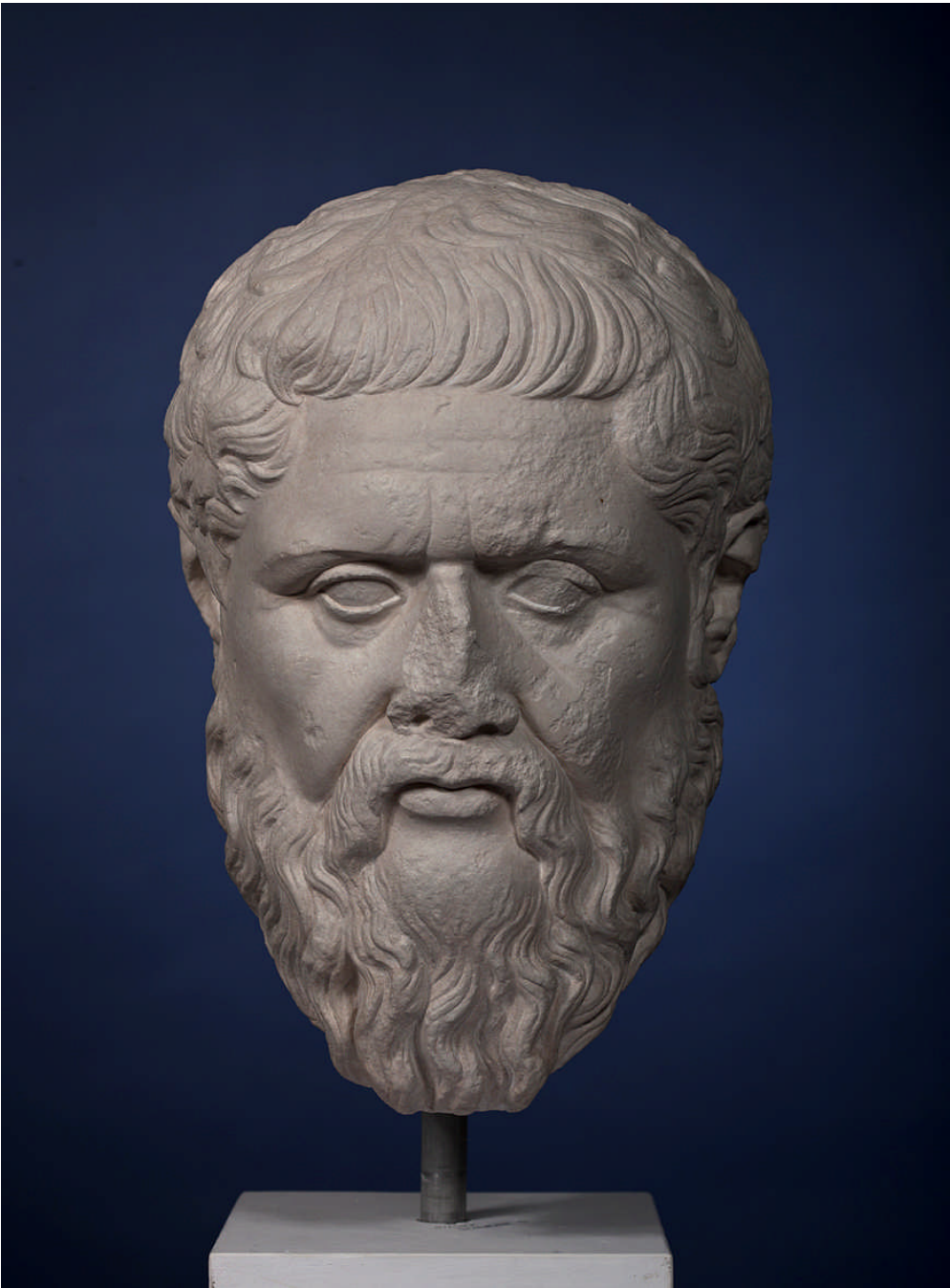
Dabei hab' ich die Personen dieses Polylogs nur solche Einwände, die zu Pláton's Zeiten unter Berücksichtigung der damaligen Lehren und des damaligen Wissensstands gegen seine Naturphilosophie hätten vorgetragen werden können, vortragen lassen; und mit hoher Wahrscheinlichkeit sind sie im Verlauf der Monate und Jahre nach dem Erscheinen des „Timaios“ auch da und dort vorgetragen – und vereinzelt vielleicht sogar zu Papier gebracht – worden. Aber Platons Publikations-Fabrik hat sie – zu früheren Zeiten und daher auch heute für uns – alle überdeckt; und deswegen wissen wir davon jetzt nichts mehr.

Vielleicht genehmig' ich mir einmal die Tage, den „Timaios“ Satz für Satz zu lesen und dabei sämtliche Quervergleiche anzustellen, dies nicht mit dem Ziel, den auf seinen Ruhm doch so bedachten Pláton eins auszuwischen, sondern zu dem Zweck, darin Bruchstücke aus anderen Bauten, die Pláton von dort herausgerissen, zurechtgehauen und in sein eigenes Gebäude eingefügt hat, dadurch zu ermitteln, dass ich die Stellen ausfindig mache, an denen der ungelernete Steinmetz Pláton doch ein Steinmetz-Lehrling gewesen ist.

Das Bestimmen solcher Bruchstücke kann uns dann dazu verhelfen, die uns leider nur bruchstückhaft überlieferten Lehren der Vorgänger Pláton's besser zu verstehen und zumindest teilweise wiederherzustellen.

Frankfurt am Main, den 16-ten November 2012

Wilhelm K. Essler



Pláton von Kotylos, dem vornehmen Stadtteil Athens



Xenophon von Erchia, einem Stadtteil Athens

Anhänge:

[a] Die fünf regulären Körper:



www.mathematische-basteleien.de>

[b] Die beiden Mittelglieder

Wiederholt sei hier, worauf Apelt – die *erste* Naturphilosophie Pláton's betreffend – hingewiesen hat, nämlich:

Wäre das Weltall zweidimensional – d.h.: aus Länge mal Breite [aber ohne Höhe] bestehend, so wären die äußeren Stellen x und z eines darin enthaltenen Gegenstands von endlicher Ausdehnung durch Quadratzahlen begrenzt. Dann sind die Quadrate von beliebigen x und z so durch das Produkt $x \cdot z$ verbunden:

$$\star (x \cdot x) : (x \cdot z) = (x \cdot z) : (z \cdot z),$$

kurz: $x^2 : xz = xz : z^2$.

Nun ist das Weltall jedoch dreidimensional, d.h.: aus Länge mal Breite mal Höhe bestehend; daher sind darin die äußeren Stellen x und z eines in ihm enthaltenen Gegenstands von endlicher Ausdehnung durch Kubikzahlen begrenzt. Und dann sind die Dreierpotenzen von beliebigen x und z so durch die Produkte x^2z und xz^2 verbunden:

$$\star (x \cdot x \cdot x) : (x \cdot x \cdot z) = (x \cdot x \cdot z) : (x \cdot z \cdot z) = (x \cdot z \cdot z) : (z \cdot z \cdot z),$$

kurz: $x^3 : x^2z = x^2z : xz^2 = xz^2 : z^3$.

Daraus folgert Pláton, dass die Außenglieder *Erde* und *Feuer* die beiden Mittelglieder *Wasser* und *Luft* haben müssen.

Wäre das Weltall – unseren angeborenen wie auch den gegenwärtigen physikalischen Theorien nach – vierdimensional, so so wären die äußeren Stellen x und z eines darin enthaltenen Gegenstands von endlicher Ausdehnung durch Viererpotenzen x^4 und z^4 begrenzt; und die drei Mittelglieder zwischen ihnen wären dann: x^3z , x^2z^2 , xz^3 , d.h.:

$$\star (x \cdot x \cdot x \cdot x) : (x \cdot x \cdot x \cdot z) = (x \cdot x \cdot x \cdot z) : (x \cdot x \cdot z \cdot z) =$$
$$(x \cdot x \cdot z \cdot z) : (x \cdot z \cdot z \cdot z) = (x \cdot z \cdot z \cdot z) : (z \cdot z \cdot z \cdot z),$$

kurz: $x^4 : x^3z = x^2z^2 : xz^3 = xz^3 : z^4$.